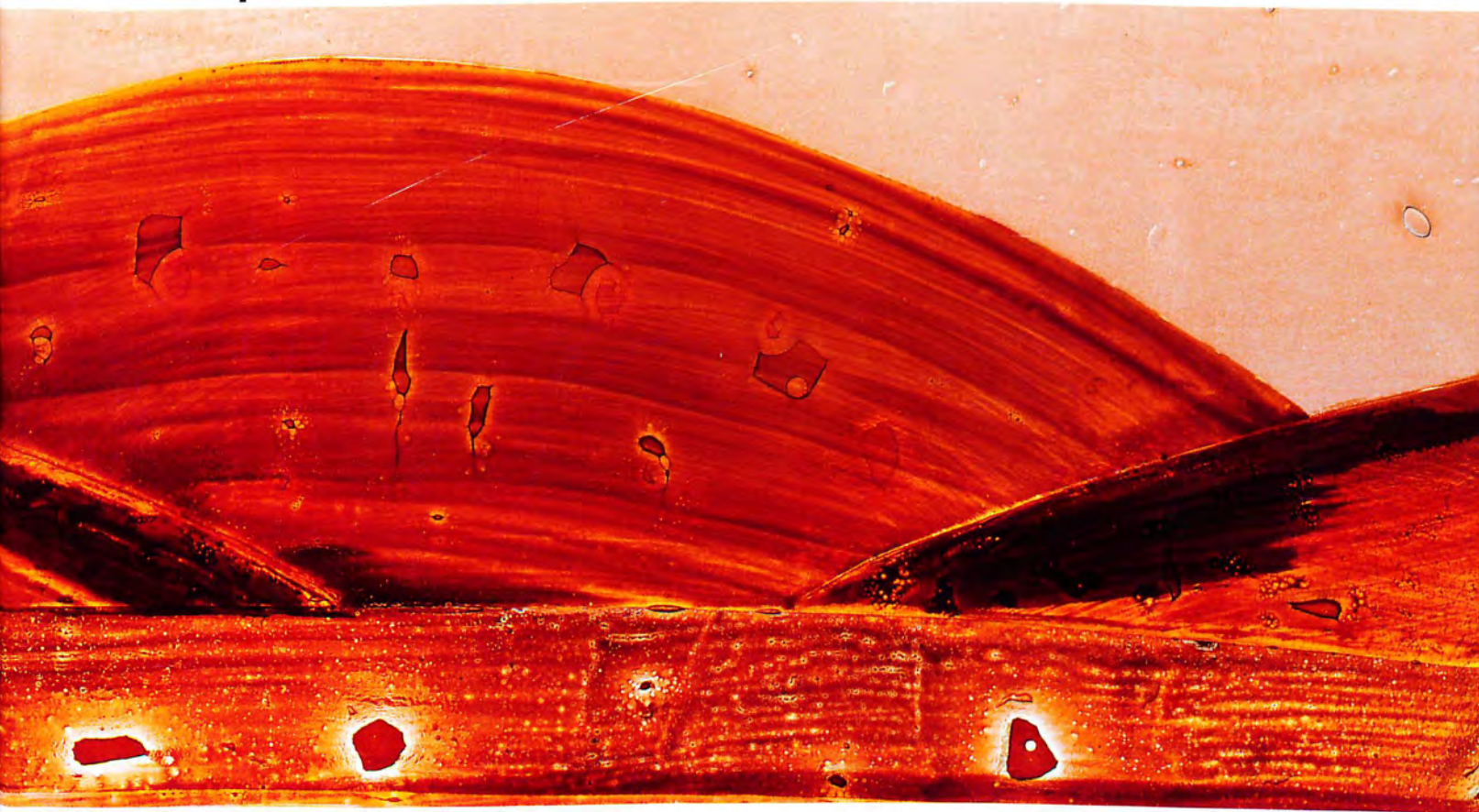


# Requiem für die Welt



K a r i n W e l p o n e r



Karin Welponer

# Requiem für die Welt

Die Glasfenster der Kapelle im Friedhof von Petersberg

Texte: Hans Wielander · Herbert Rosendorfer · Michaela Haibl

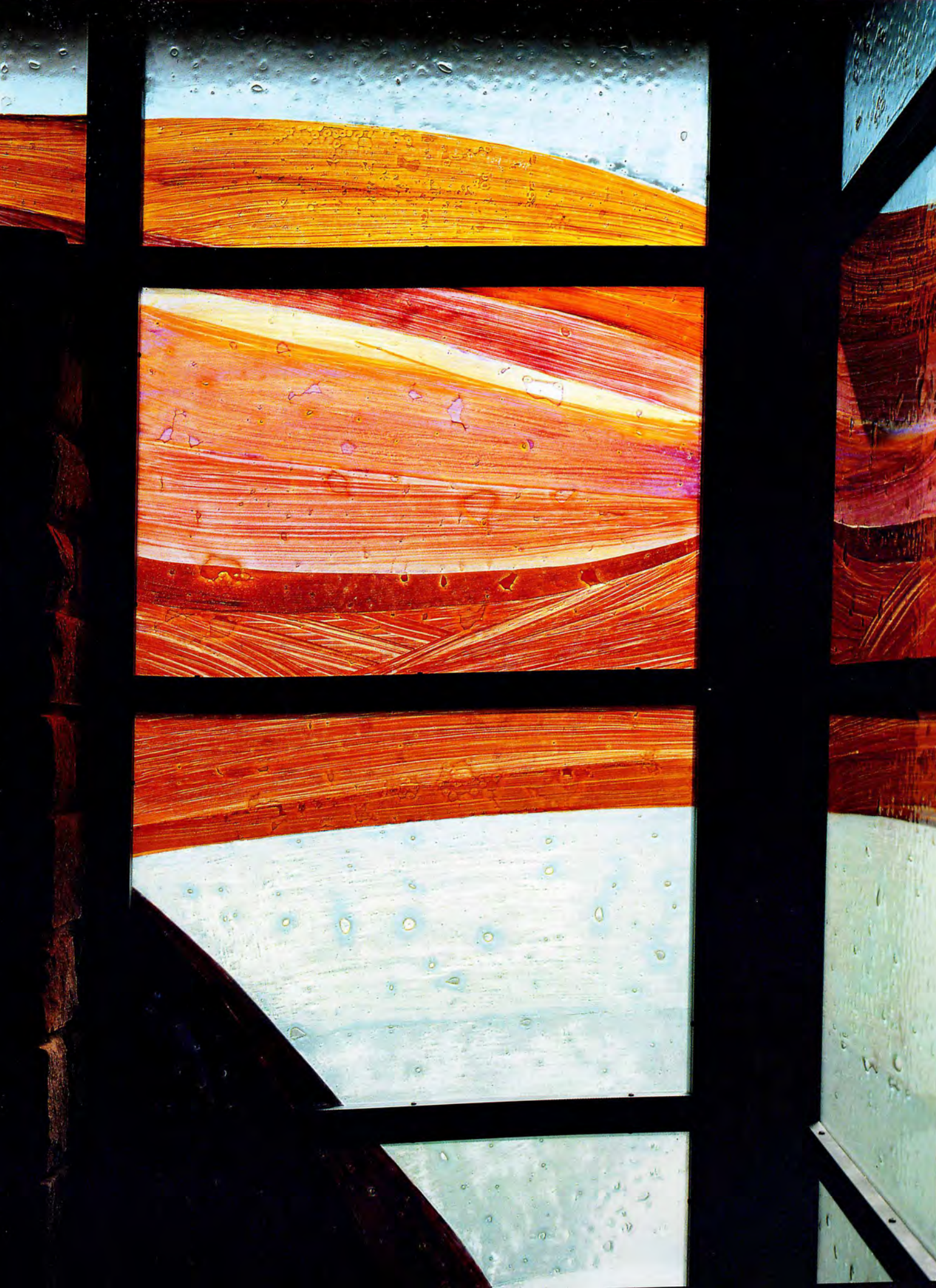
Arunda 57  
loewenzahn

we find no vestige of beginning -  
no prospect of an end  
(James Hutton, 1785)

















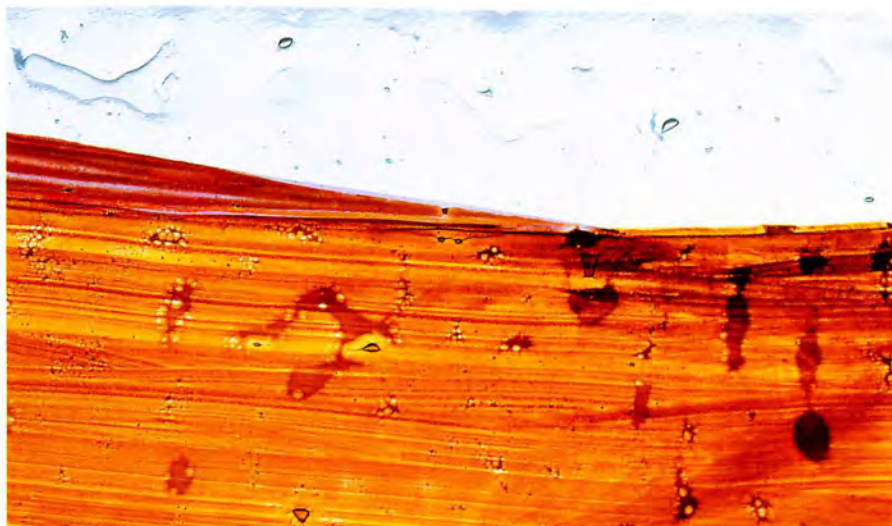
## Farbige Stille

Hans Wielander

Mauerwerk aus mehrfarbigen Porphyrsteinen, unterbrochen von Fensterflächen, die vom Boden bis zur Decke reichen; Holzgezimmerter, innen offener Dachstuhl, Schindeldeckung; quadratischer Grundriss, fünfeinhalb Meter Seitenlänge, gleiche Maße des Turmes, im Untergeschoss, teilweise im Erdboden versenkt, das Beinhaus. So steht die neue Totenkapelle im erweiterten Friedhof von Petersberg nördlich der Pfarrkirche, im Abstand von fünf Metern.

Der Architekt ist Gilbert Dejori, mit der Ausführung der Glasfenster wurde die Bozner Künstlerin Karin Welpner beauftragt.

Geschmolzene Mineralfarben, unten bläulich-violett und dunkel, hell und gelb nach oben drängend, in Strängen verlaufende Farbstriche. Senkrechtes und Waagrechtes in kraftvollen Eruptionen verbindend, in denen wir vielleicht ein Kreuz oder den Auferstandenen jedenfalls eine nach oben drängende Kraft erkennen. Es sind eigentlich keine Fenster, durch die wir sehen und schauen können. Es sind vielmehr leuchtende

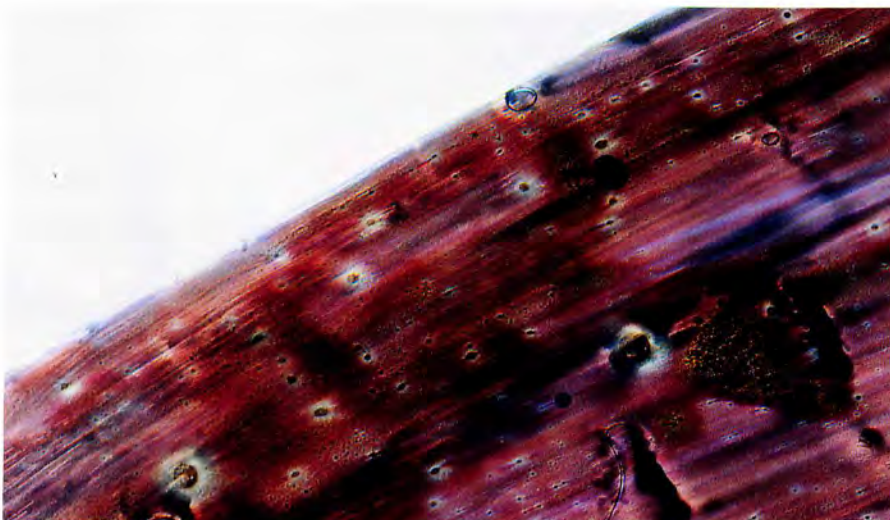


Wände, die Zwiesprache halten mit dem Sonnengestirn, aufglühen und zudunkeln, schattig werden bis zum völligen Verlöschen.

Als Lichtsäulen oder als Fries umlaufend gestaltete die Künstlerin insgesamt 23 Quadratmeter Fensterfläche in Fusing-Technik. Diese Malerei im Glasschmelzverfahren wurde in den Werkstätten der Bayerischen Hofglasmalerei Gustav van Treeck in München ausgeführt. Für die Entscheidung zu diesem Verfahren wurden mehrere Gesichtspunkte berücksichtigt, vor allem das rauhe Klima auf 1500 m Meereshöhe mit den starken Temperaturschwankungen.

Es braucht sehr viel Erfahrung für die Farbgebung, zumal das Ausgangsmaterial - ein meist nur mit Zahlen gekennzeichnetes Pulver - mit dem Endprodukt kaum Ähnlichkeit hat. So entsteht hier alles Gelbe aus einer als Silberfarbe bezeichneten Masse bei 800 Grad Hitze. „Man muss eigentlich blind malen. Mit Farbpulver, das erst beim Brennen seinen wahren Ton zeigt.“ Wie in der Alchimie. Die uralte Auseinandersetzung mit den chemischen Stoffen zielte auf ihre Veredelung, auf die Herstellung von Gold. Mystische Vereinigung von Mikrokosmos und Makrokosmos.

Ich bin jetzt nicht mehr in Petersberg, Gemeinde Deutschnofen, Südtirol. Ich bin, tausend oder Millionen Jahre entrückt, in brodelnde Zeiten versetzt, von denen wir zwar sagen, dass sie weit zurückliegen,

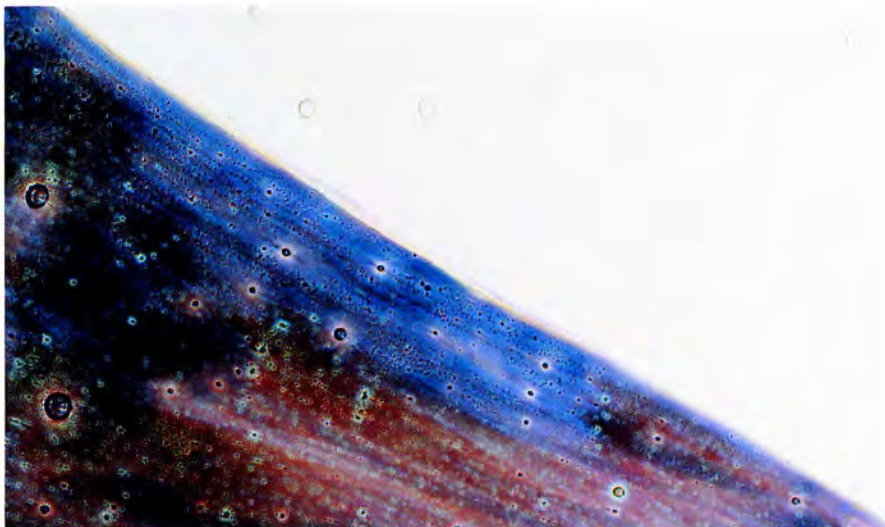


die aber in Wirklichkeit vor uns und, in noch wirklicherer Wirklichkeit, in uns liegen.

Die große Welt im Kleinen zu entdecken und umgekehrt - ist das nicht ein Anliegen auch der Kunst? Läuterung der Elemente durch Schmelzen im Feuerofen. Die Alchimie kannte neben Feuer, Luft, Wasser und Erde noch die „philosophischen“ Elemente Salz, Schwefel und Quecksilber. Das damit verbundene Symboldenken ist unerschöpflich.

Aber kehren wir zurück in unseren leuchtenden Kosmos, auf das Quadrat des Bodens. Er vermählt sich gerade mit den Farben der Glaswände. Ich stehe in einem kubischen Raum, also in einem Würfel, Symbol des Soliden, Festen und Unveränderlichen, sowie auch der Ewigkeit. Das Quadrat ist ein Sinnbild für das vereinte Wirken der vier Elemente in der christlichen Kunst, Symbol der Erde im Gegensatz zum Himmel. Quadratische Heiligenscheine zeigen daher an, dass die Gestalt noch dieser Erde angehört. Ich stehe also in diesem Lichtwürfel und stelle mir vor, hier zu liegen als Toter. Als Absterbender. Langsames Erlöschen aller geistigen und körperlichen Funktionen. Das hat etwas mit den leuchtenden Wänden zu tun, nachgeföhlt dem nach Innen gerichteten Schauen. Farbiges Schmelzen.

Aber was sagt die Künstlerin selbst zu ihrem Werk? Dazu ihre Notizen:



„Der Transport kam erst um Mittag. Bis alle Glasfenster eingesetzt waren, schien die Abendsonne durch. Der unerwartet heftige Überfall des farbigen Lichtes war ein Schock. Es brannte, es glühte, es war brünstig und ich glühte vor Scham und Unsicherheit. Bisher hatte ich die Fenster nur mit Nordlicht und in einzelnen Segmenten gesehen. Ob die Fusion mit den Farbproben übereinstimmte, die Abstufungen dem Entwurf entsprachen, die Schichtungen und Strukturen einen einheitlichen Duktus ergaben war wichtig - und jetzt kam eine ganz andere Regieführung.

Ein immaterielles und unkontrollierbares Leuchten von Morgengrauen bis zum Dunkelwerden, ständig wechselnd und mit Stimmungen spielend. Und mit dem weggehenden Licht die totale Verwandlung zu einem opaken, spröden Farbauftrag einer stumpfen Palette. Die Zeit als Träger. Der Tag als Beleuchter.“

Gabriele Crepaz schreibt in ihrem Kulturbeitrag über diese leuchtenden Wände: „Der Tod ist ein unheimliches Ding. Er kann Himmel und Unterwelt sein. Für Karin Welponer ist er ein gleißender Strahl, betrachtet mit Hoffnung und Glauben, Vermittler zwischen oben und unten. Ein Gefühl, das in Phasen wächst, ähnlich der Erde, die in Schichten geboren wurde.“

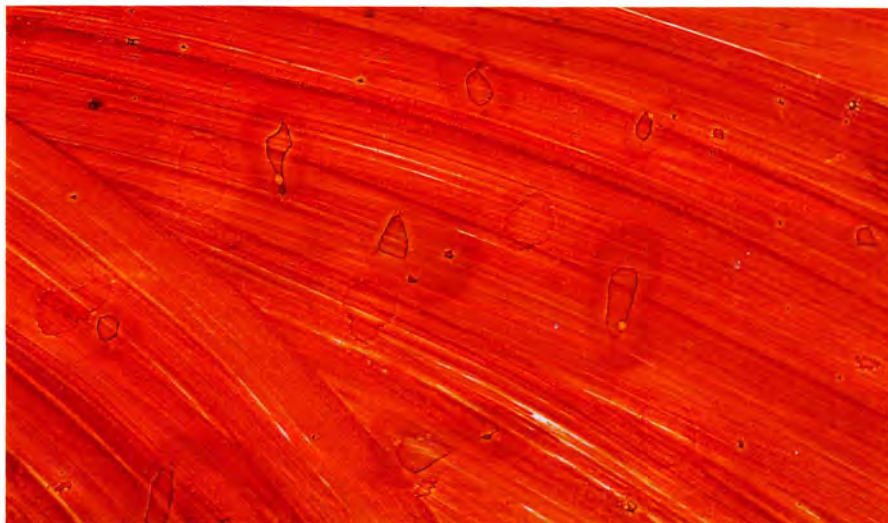
Die Künstlerin stand bei der Übernahme des Auftrages im Sommer 1998



vor einem Problem: Sollte sie die den Glasteil gliedernden und stützenden kräftigen Metallrahmen einbeziehen oder übergehen? Letztlich wurden auch sie zum gestaltenden Element, zu Längen- und Breitengraden, wie auf einer Landkarte. Die Schatten der Rahmen verlängern sich durch den wechselnden Einfallswinkel der Sonne, werden schmaler und immer länger, bis unendlich. Das ist also der Tod, ein Verschwinden der gewohnten Wirklichkeit, ein Verlängern aller Maße ins Grenzenlose.

Ein Vergessen der hartnäckigen Gegenwart. Ein farbiges Vergessen. Farbige Stille. Das Vergessen ist ein Aufräumen in unserem Kopf. Altes, unbrauchbares Geschenktes und Aufgebürdetes - alles entfällt uns. Das ist lästig, dann etwa, wenn uns ein Name nicht mehr einfällt, oder ein Ort, oder eine Telefonnummer. Wenn dieses Vergessen immer umgreifender wird, am Ende alles umfasst, dann beginnt ein besonderer Abschnitt unseres Lebens, den wir Tod nennen. Versinken im Magma des Vergessens. Vorher aber gibt es lange Strecken des Nachdenkens, des Herumdenkens, des Zurück- und Vordenkens.

Ich liebe es, mit Wörtern zu spielen, sie neu zu erfinden oder umzudrehen, rückwärts zu lesen. Ich staune über ihre seltsame Gestalt. Manchmal scheinen sie etwas Sinnvolles zu bedeuten. Manchmal erlischt ihr Klang. Sie werden unaussprechbar, zäh, stockend. Stumm





wie die Fossilien in den Schichten der Dolomitenberge rund um Petersberg.

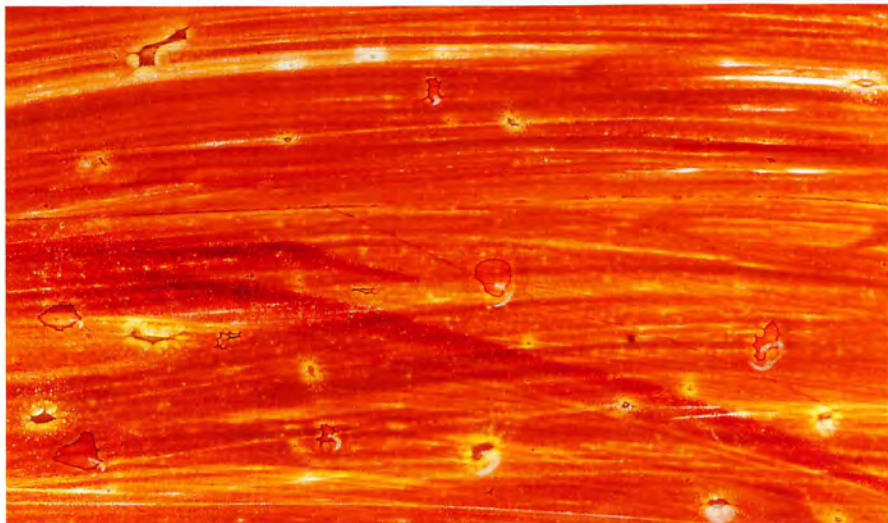
Hier handelt es sich um Jahrtausende. Hier gibt es keine Sprachprobleme, hier ruhen, als Versteinerungen, Fische neben Insekten. Und Vögel. Sie schauen aus, als würden sie nachdenken, sich an etwas erinnern wollen. Wie dem auch sei, von ihnen geht große Ruhe aus und eigentlich denken sie nur mehr einen Gedanken - sich selbst.

Der Friedhof von Petersberg säumt die Kirche auf dem Hügel, umschließt mit seinen Toten das Gotteshaus wie die furchtsamen Schafe ihren Hirten. Ein bisschen Furcht ist schon dabei, wenn es um den Tod geht, wenngleich das Vergessen, wie schon gesagt, auch Tröstliches hat. „Worte ins Schweigen“. Das ist der Titel eines Büchleins von Karl Rahner. Er, der Jesuitenpater, Theologe und Philosoph, schreibt darin über das Vergessen. Er schreibt es im Alter und ich habe als junger Mann darin gelesen. Karl Rahner, der Vielbelesene, vergisst immer mehr. Aber er jammert nicht, wie es Leute tun, deren Zähne nicht mehr so gut funktionieren, wie sie es aus jungen Jahren gewohnt sind. Viel „Glump“ löst sich in Nichts auf. Gott sei Dank! Und er zählt sie auf, all die Bücher und Wälzer, all die Sachgebiete des wissenschaftlichen Dschungels, all den gelehrten

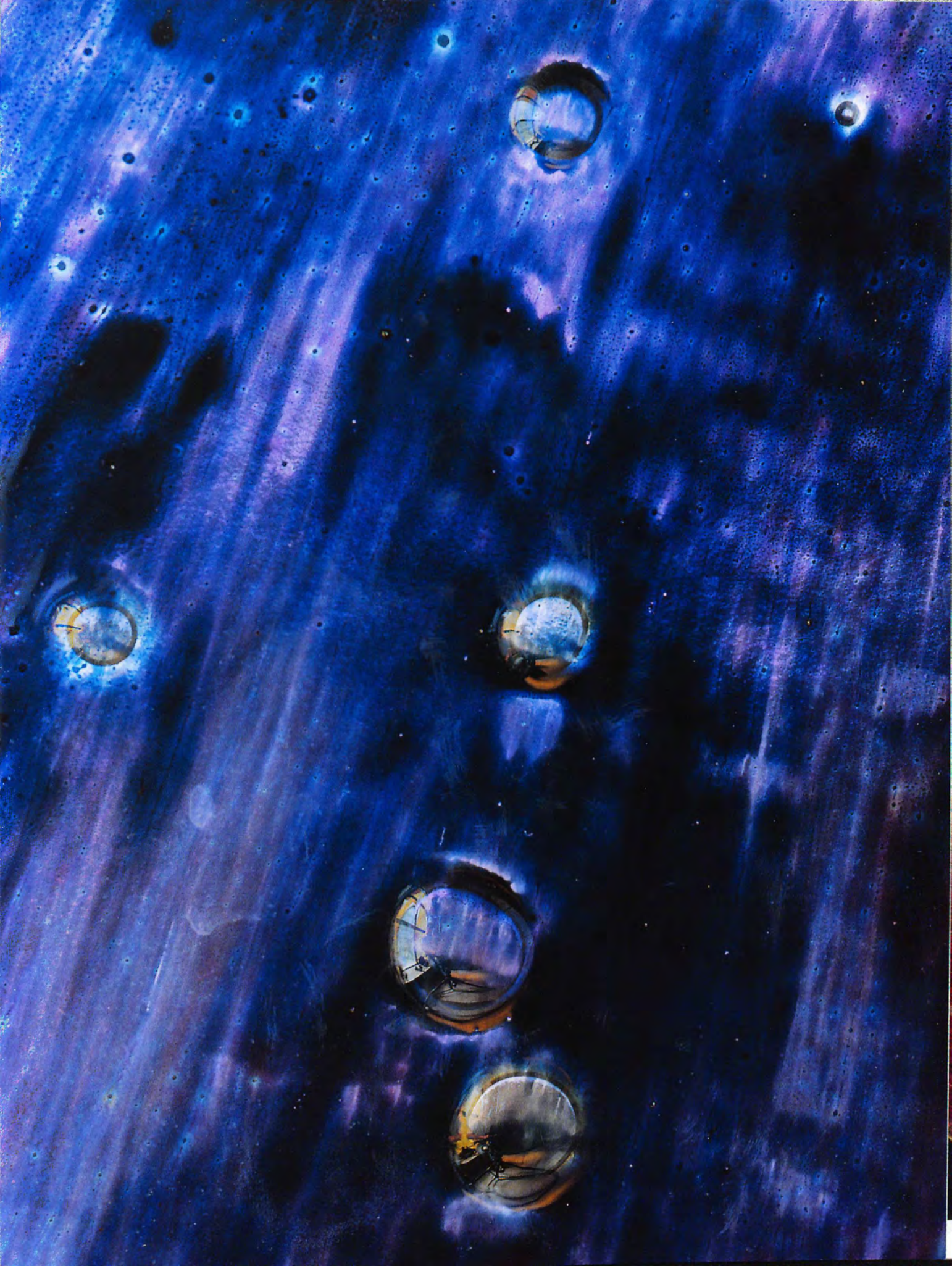


„Mampf“, den er in sich hineinpressen musste, wollte, konnte... Genuss des Vergessens. Jetzt endlich kann er das Eigentliche, die letzten Dinge andenken.

Ich stehe noch in dieser Welt, verpflichtet dem Quadrat und dem Würfel. Dann aber, beim Absterben, kommt auch für mich die bange Frage, wie es denn werden, welche Farbe mein Dasein haben wird. Eine bange Erwartung wie die der Künstlerin, bevor sie zum ersten Mal ihre Fenster aufleuchten sah.

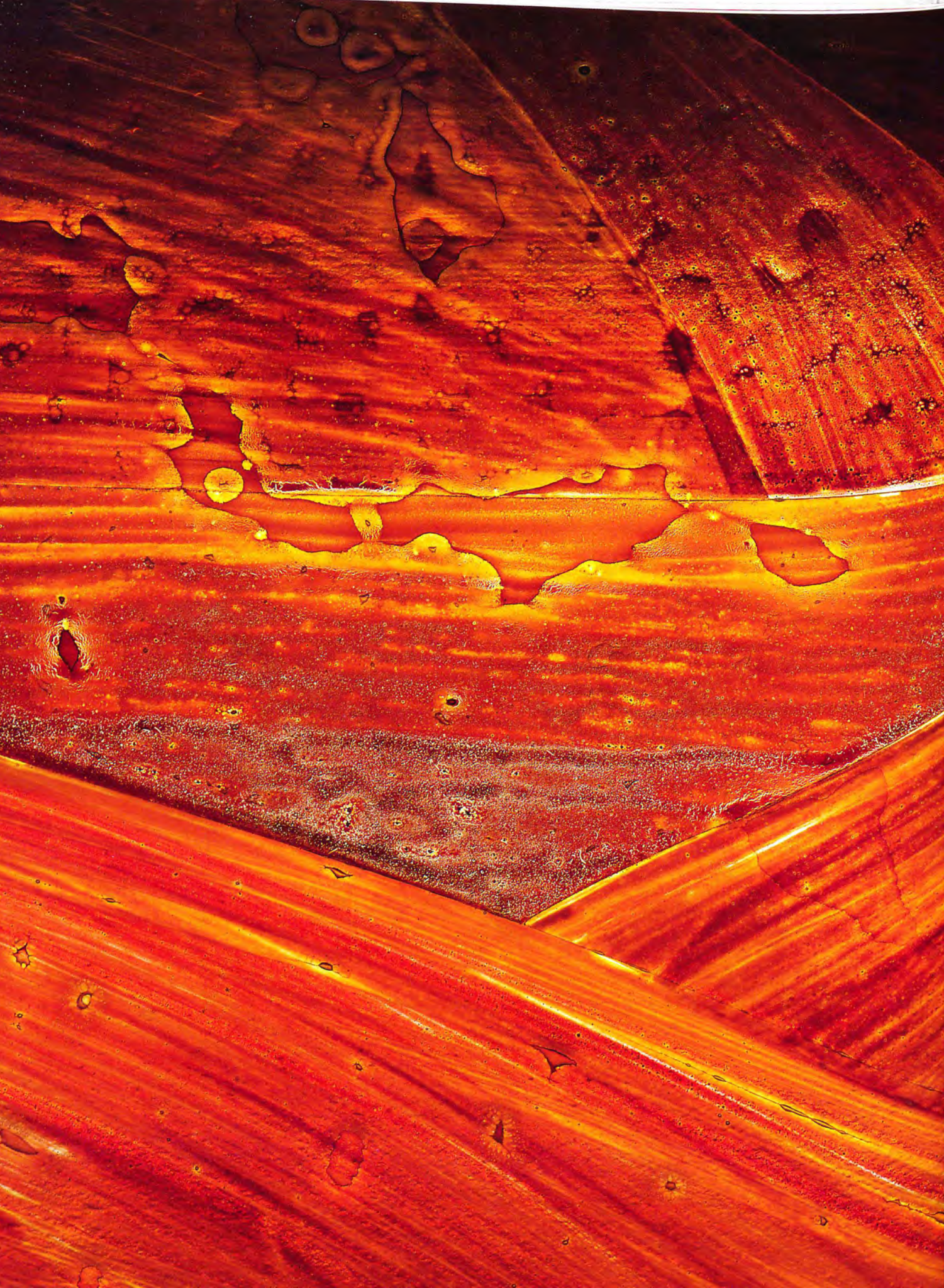


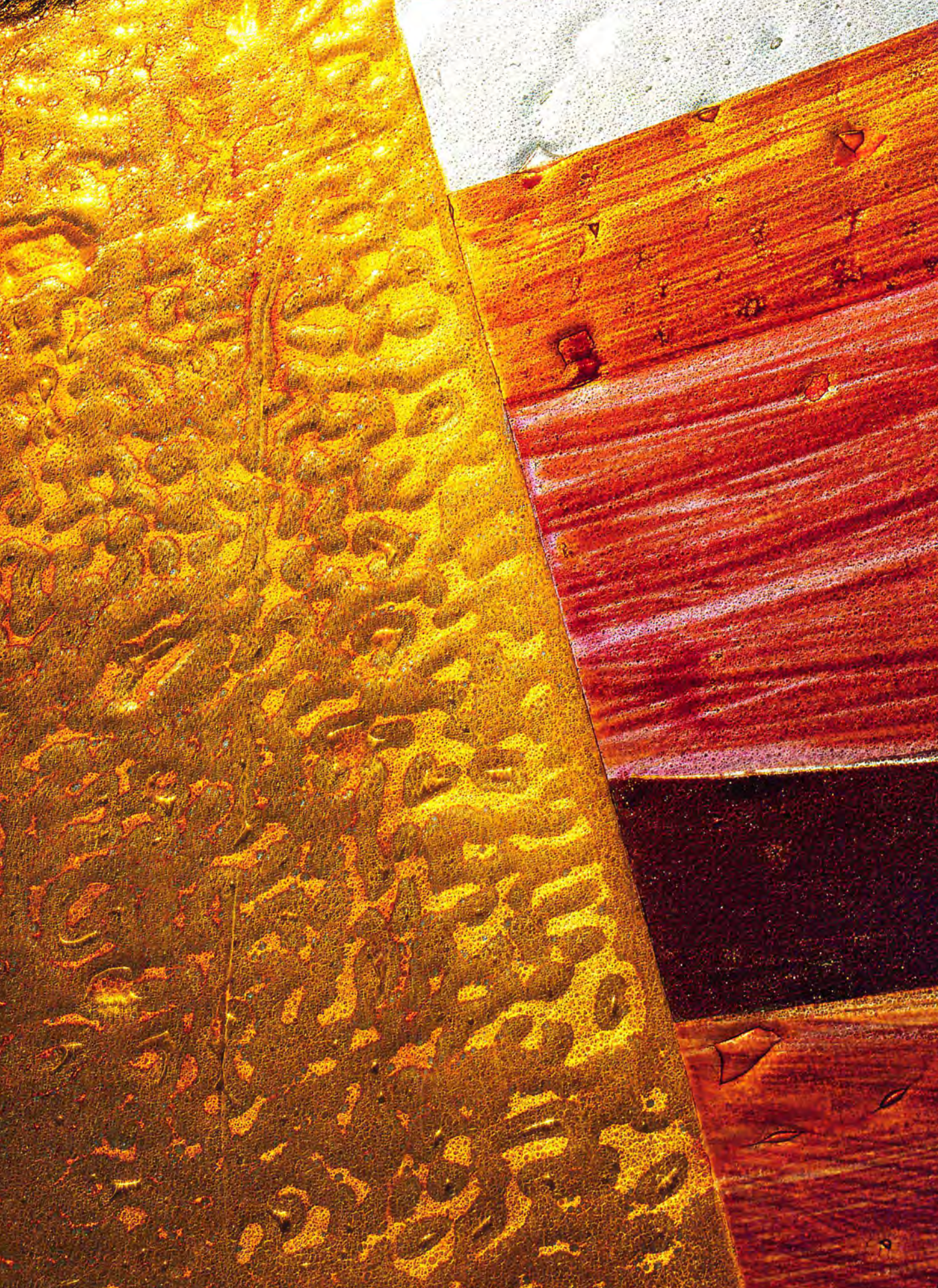




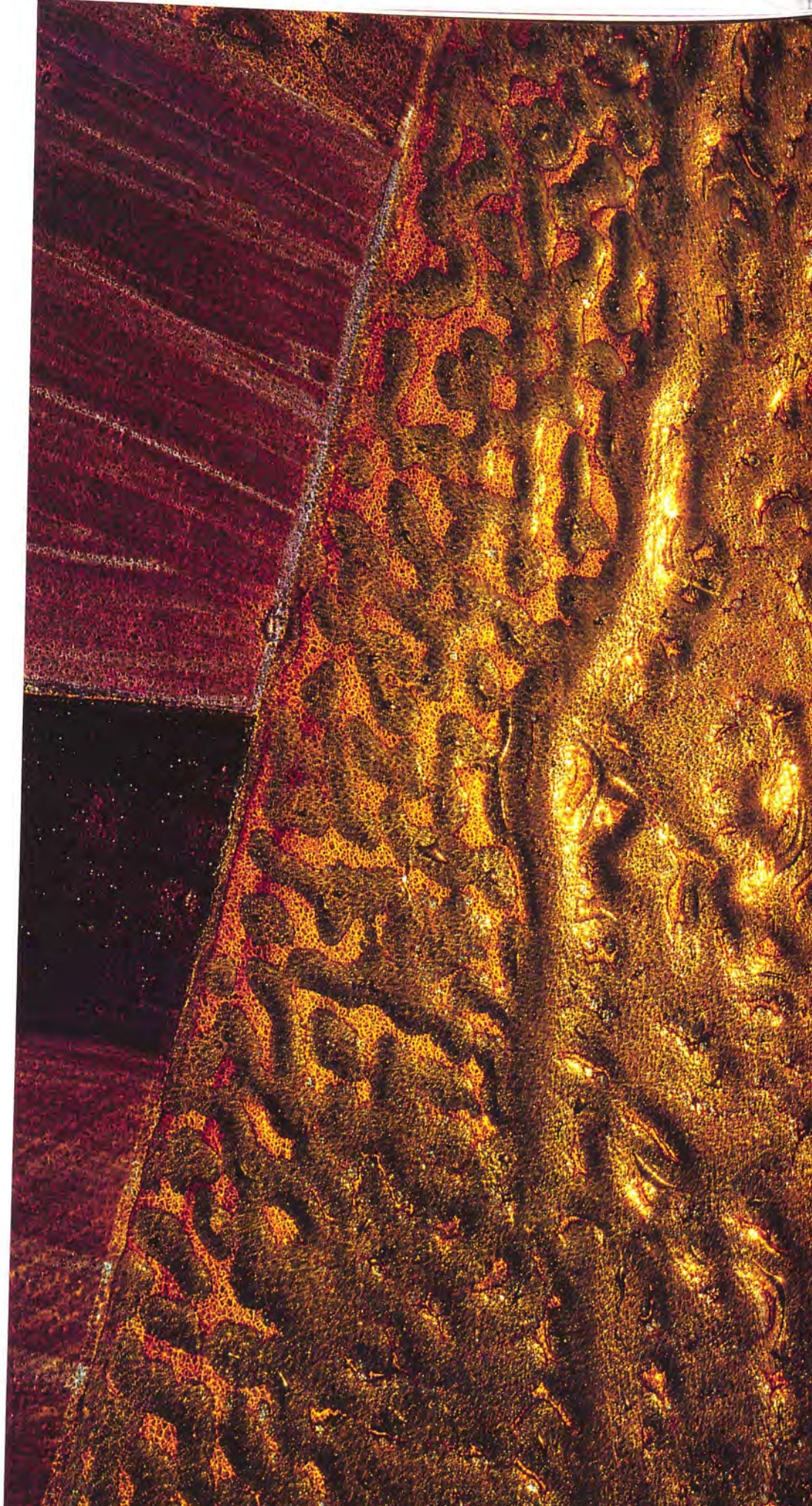


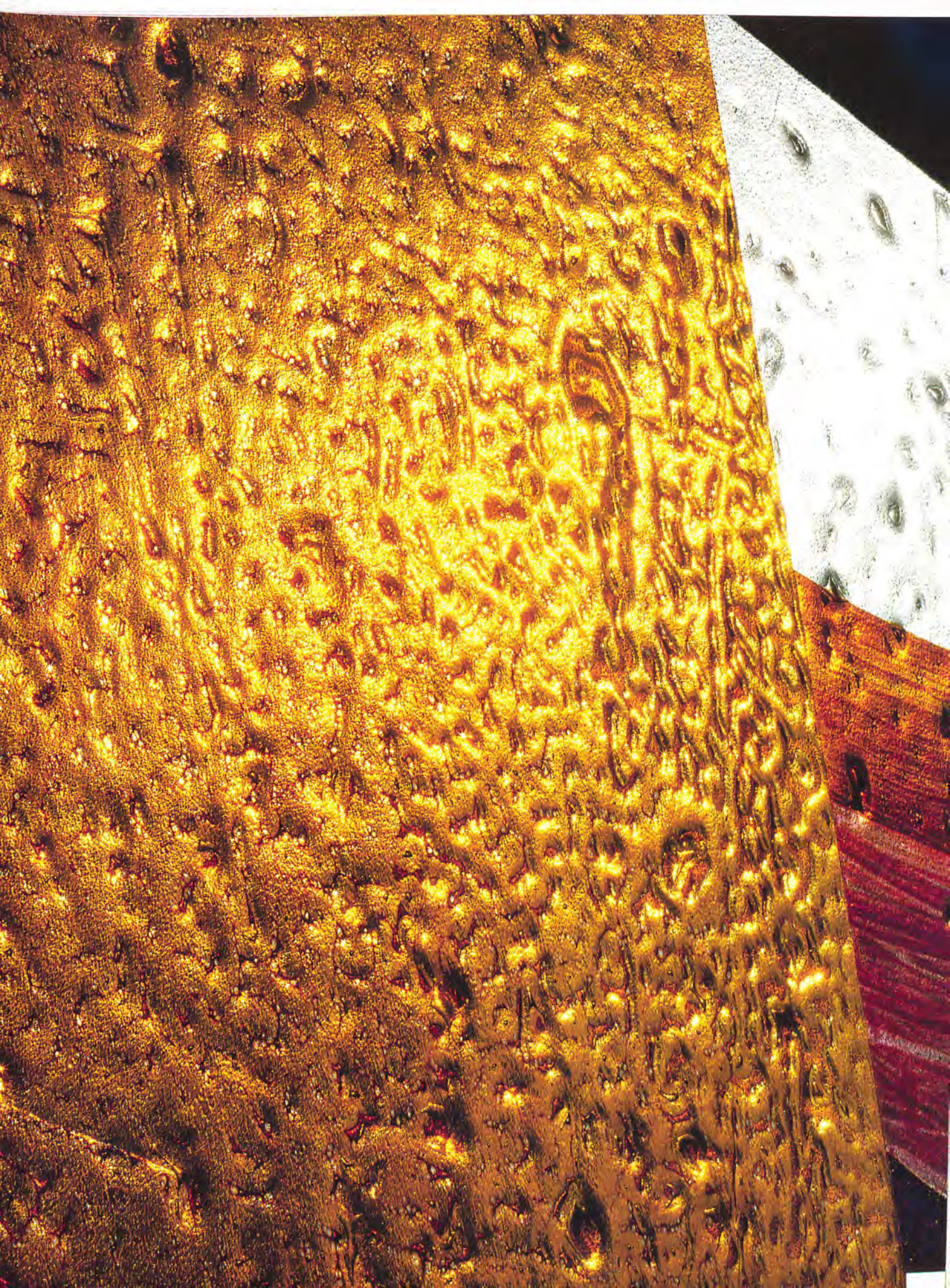








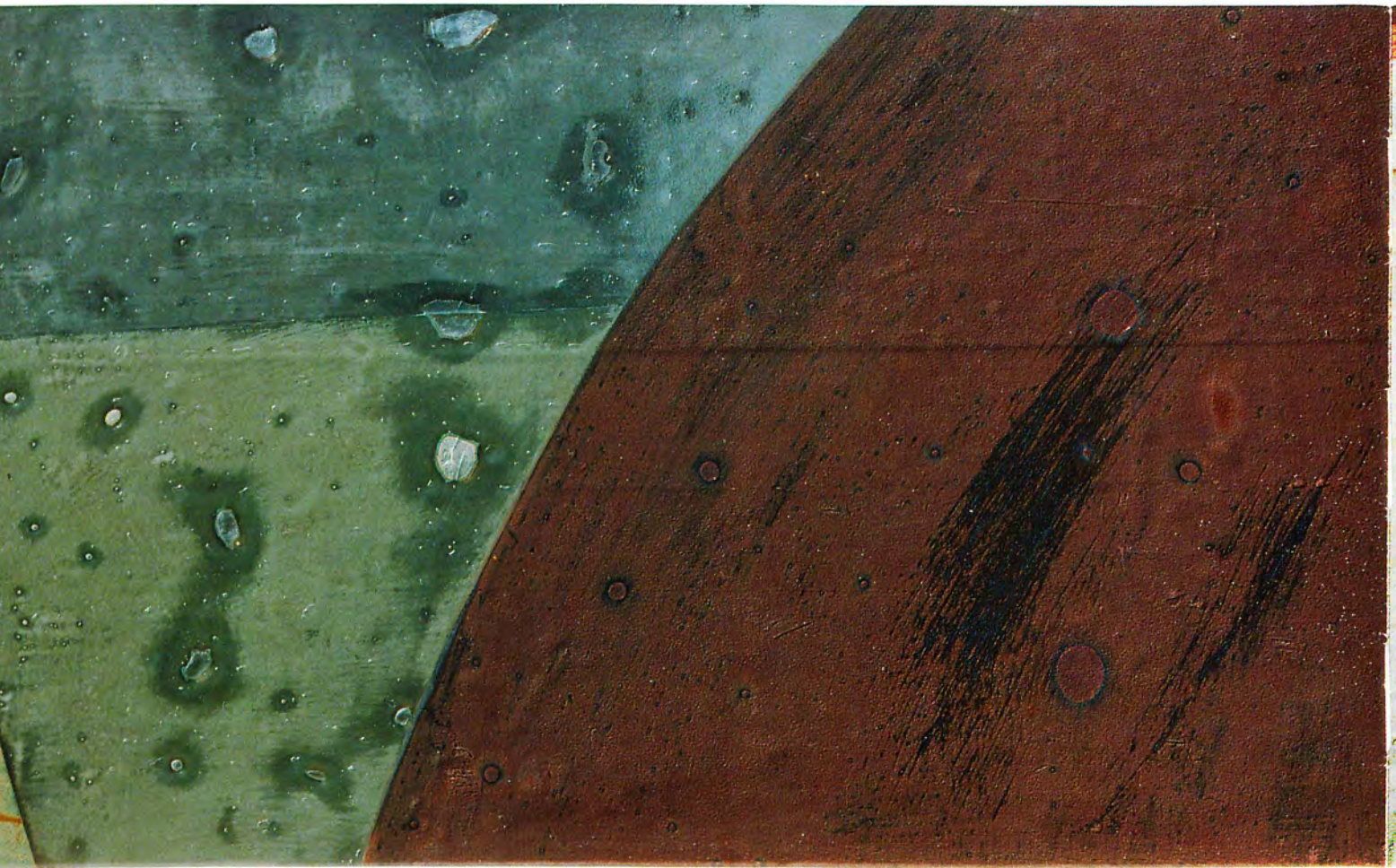


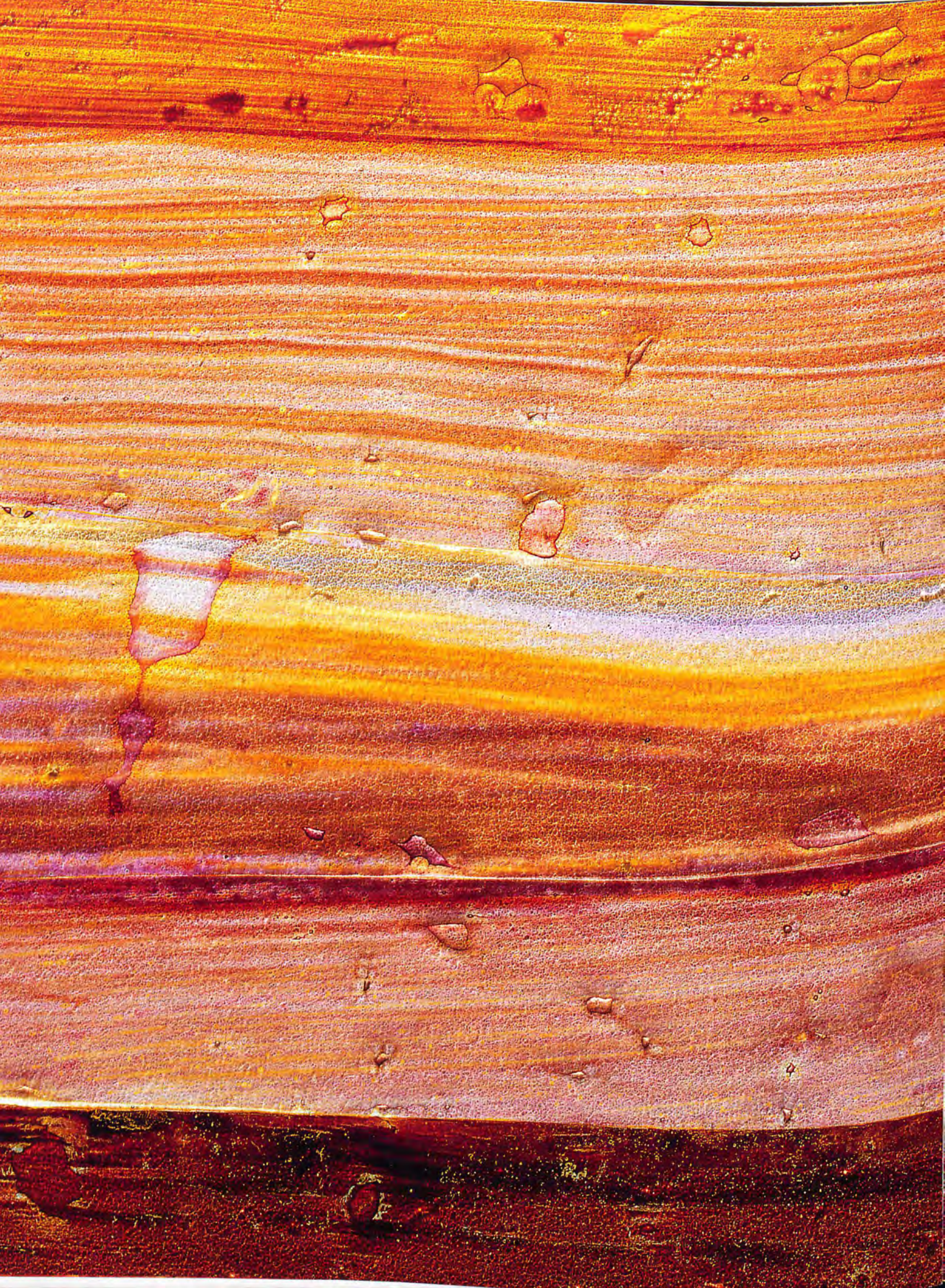


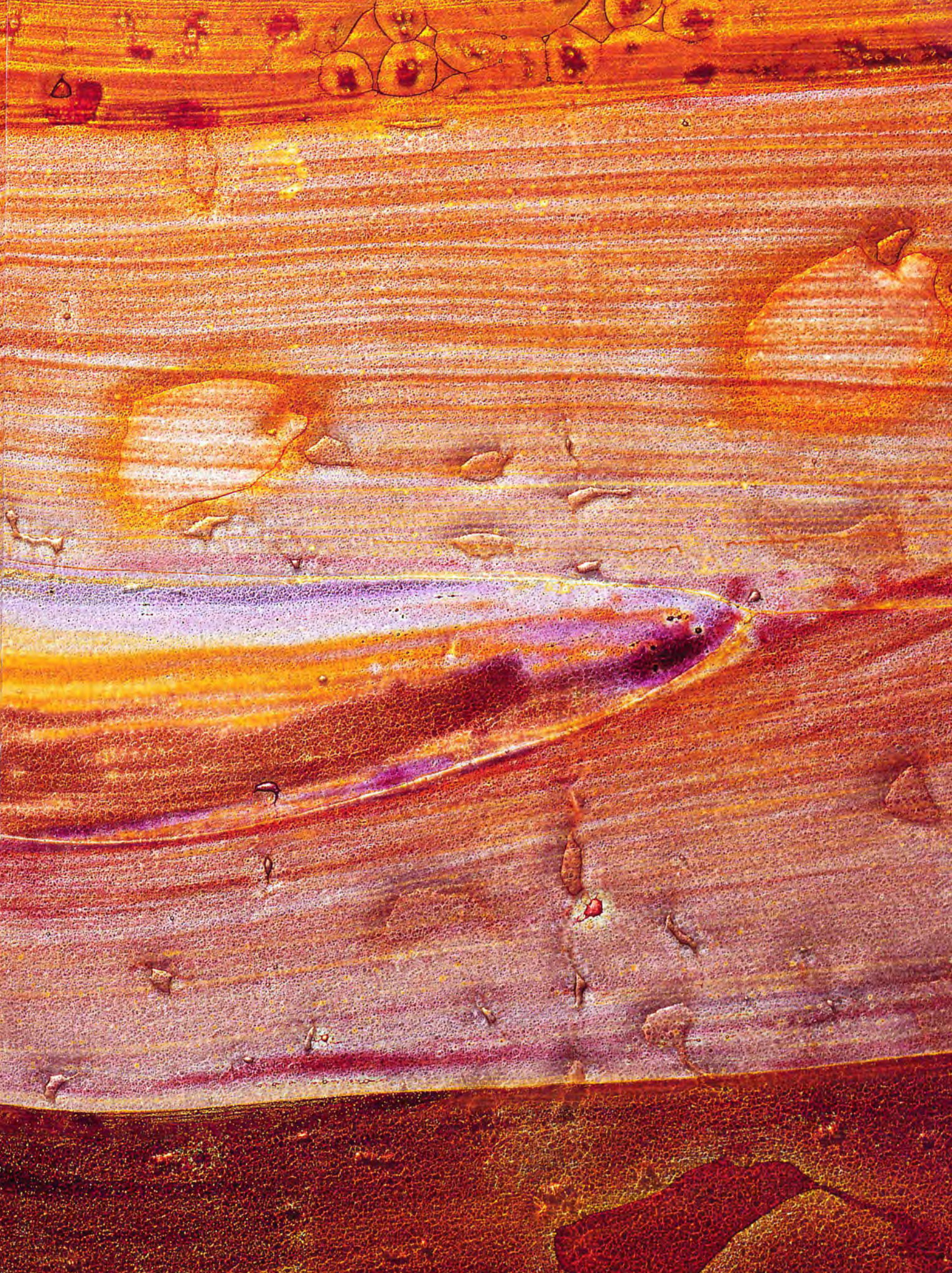




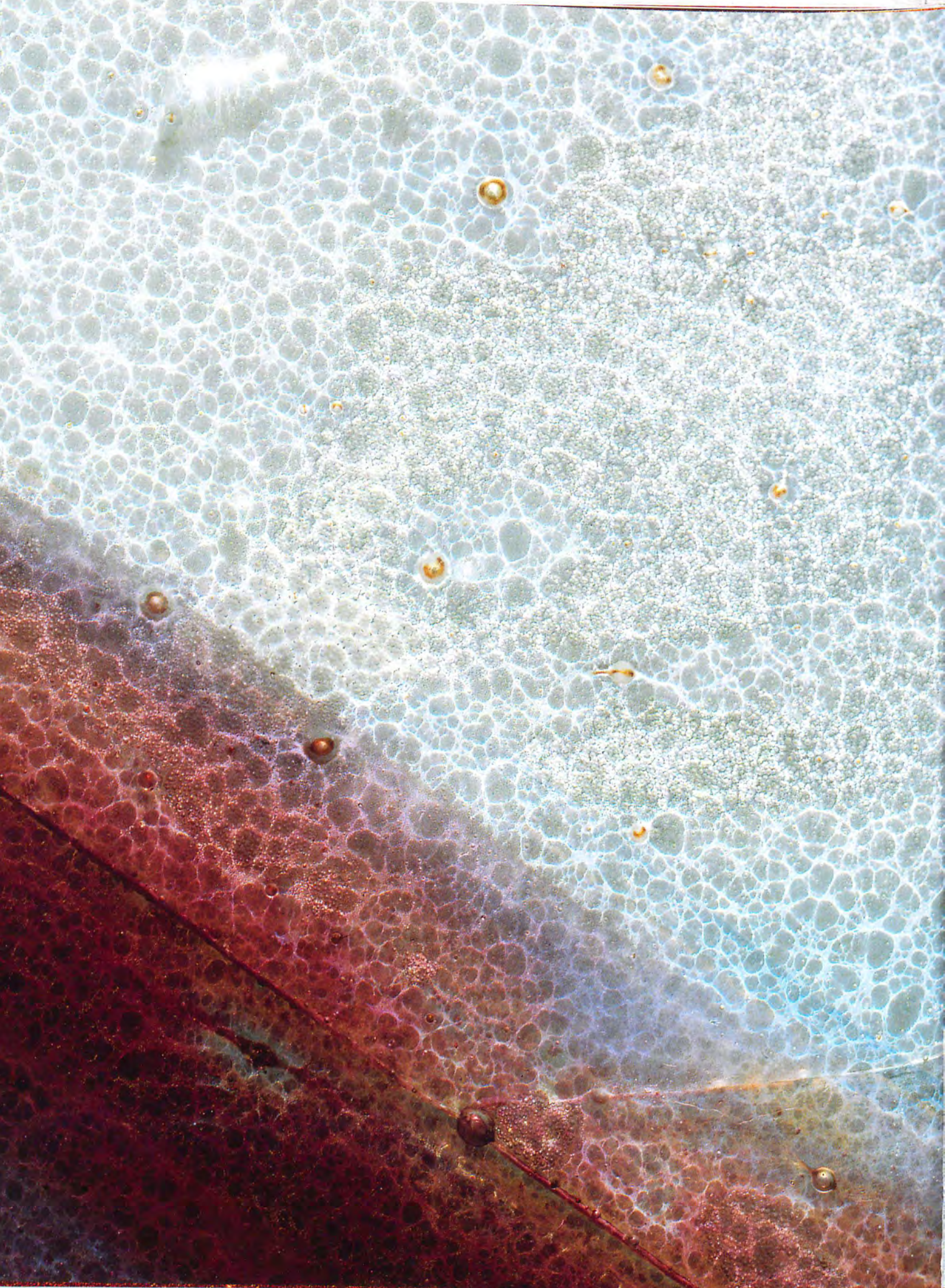


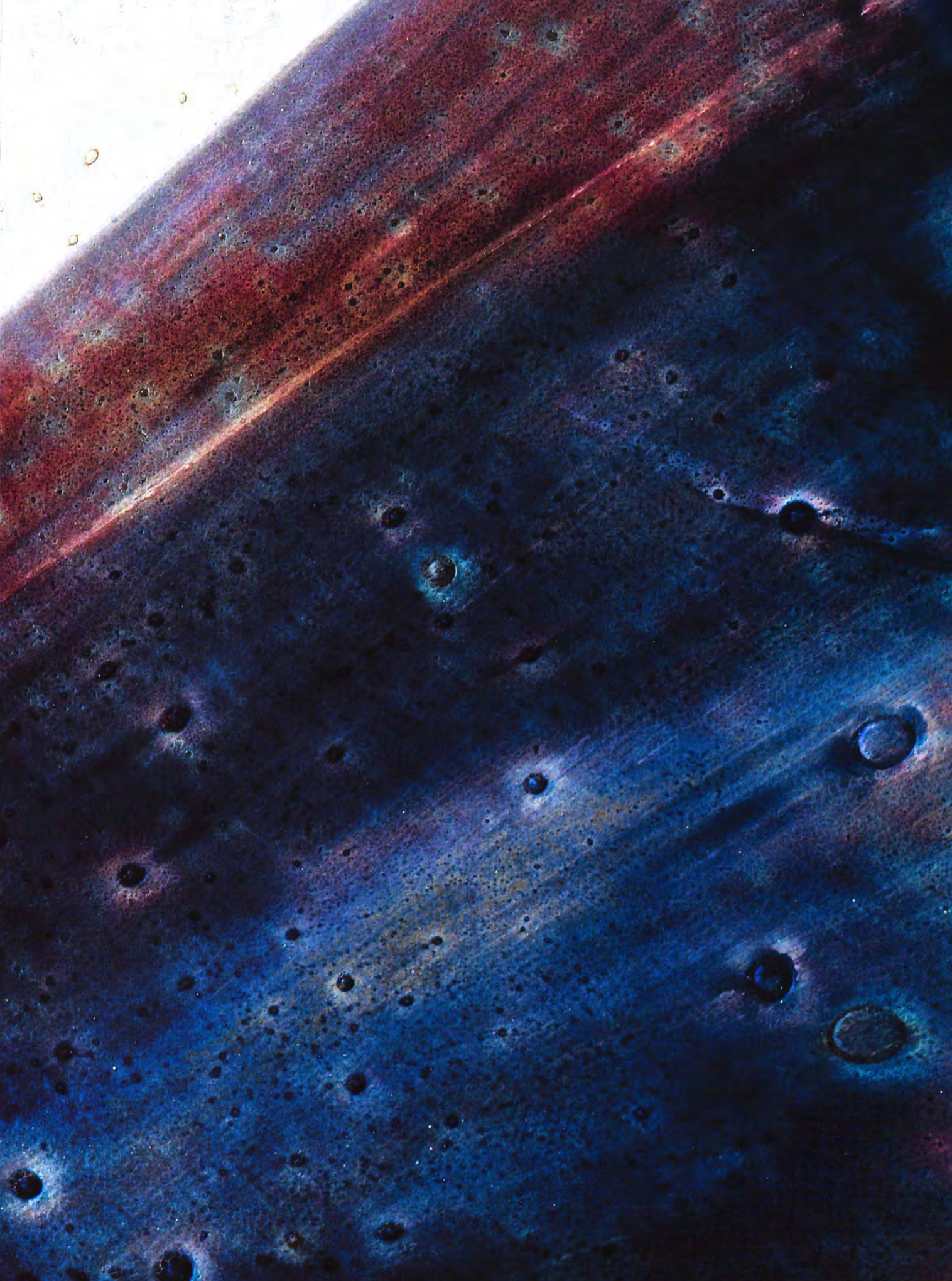




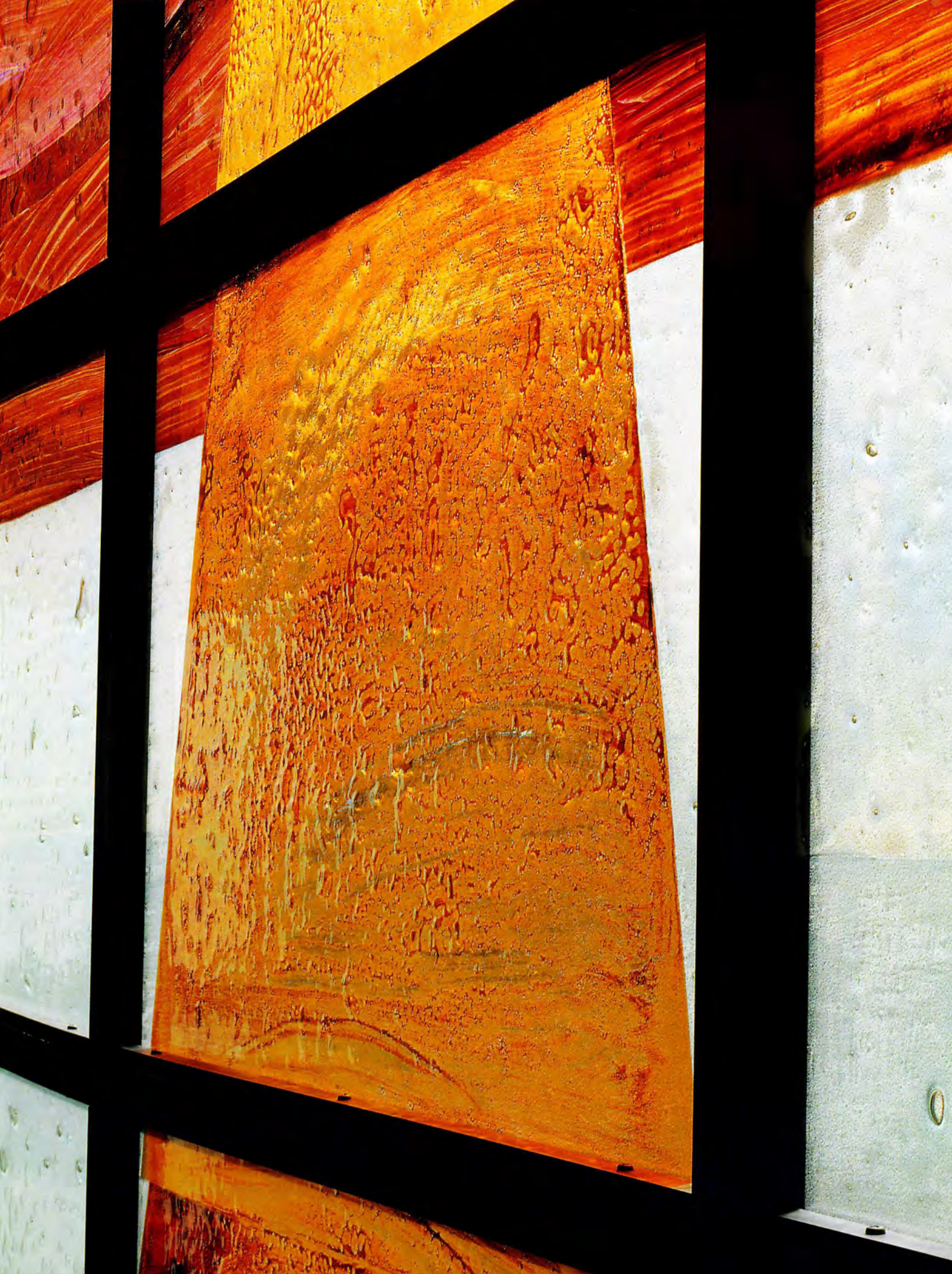












# Requiem für die Welt

Herbert Rosendorfer

- ich weiß, daß es das Buch gibt.

Mich interessiert nicht das ganze Buch, mich interessieren nur die ausfaltbaren Blätter, ausklappbaren Farbtafeln ganz hinten in diesem Buch. Der alte Michejeler hat mir von diesem Buch erzählt. Es ist mir nicht klar, es war nie aus dem alten Michejeler herauszubringen, ob er das Buch selber je gesehen hat. Ich glaube: eher nicht. Aber er hat von dem Buch gehört. Er hat sogar Genaueres über das Buch erfahren, und zwar aus Erzählungen des alten Schrädoblers. Er, Michejeler, hat den alten Schrädobler noch gekannt; ich selbstredend nicht mehr. Einiges davon, was der alte Schrädobler den alten, aber damals oder besser gesagt, zu jener Zeit noch nicht alten Michejeler in jener Grotte erzählt hat, hat Michejeler leider vergessen.

"Warum haben Sie es nicht gleich aufgeschrieben?" habe ich gefragt.

"Ja," hat der Michejeler bedauernd gesagt, "ja, warum nicht? Frage ich mich auch."

Von wem seinerseits der alte Schrädobler die Nachrichten von dem Buch, oder genauer gesagt, von diesem ausfaltbaren Blatt, dieser großen, ausklappbaren (angeblich vierteiligen?) Farbtafel erfahren hat, hat entweder, sagte Michejeler, Schrädobler von seinem Gewährsmann überhaupt nicht erst erfahren, oder aber es gehört zu dem, was Schrädobler vergessen hat.

"Wenn Sie," hat seinerzeit der damals dann schon wirklich alte Michejeler zu mir gesagt, "wenn Sie sich vergegenwärtigen, daß die Nachricht von dieser angeblich oder, was anzunehmen ich eigentlich geneigt bin, wirklich vierteiligen, ausklappbaren Farbtafel aus ganz alten Zeiten, vielleicht sogar aus Urzeiten stammen, und wenn Sie sich weiter klarmachen, daß diese Nachricht, oder besser gesagt, diese Nachrichten von Mund zu Ohr und Mund zu Ohr und so fort weitergegeben wurden, ohne je aufgeschrieben zu werden, und wenn Sie sich endlich vor Augen halten, daß jeder in der Kette derer, die diese Nachrichten erfahren und dann weitergegeben haben, einen Teil davon vergessen hat, dann können Sie anhand dessen, was ich immerhin noch mitzuteilen weiß, zurückrechnen, wie ungeheuer, im Wortsinn, bitte, ungeheuer groß das Wissen um dieses Falblatt, um diese Ausklapptafel gewesen sein muß."

Wie soll man sich auf die Suche nach etwas begeben, von dem man nicht genau weiß, was es ist? nicht einmal weiß, ob es das, von dem

man nicht weiß, was es ist, jemals gegeben hat? Ich wußte keinen anderen Weg, als den Hubertinger zu fragen. Der Hubertinger weiß alles. Wenn, so überlegte ich, irgend jemand auf der Welt weiß, ob es jenes Falblatt gegeben hat, so ist das der Hubertinger. Und zumindest kennt Hubertinger jemanden, von dem zu vermuten ist, daß er das weiß, was nicht einmal der Hubertinger weiß.

Der Hubertinger wohnt am Rand der Stadt, dort wo die Häuser schwefelgelb gestrichen sind und die Sonne prall in die Straße brennt, in der kein einziger Baum grünt, nicht einmal ein kümmerlicher Strauch.

Hubertinger, höflicher ausgedrückt: Prof. Dr. Anton Hubertinger wohnte beengt im letzten, höchsten Stock. Er wohnte beengt, nicht weil die Wohnung klein war, sondern weil die große Wohnung voll war. Durch den Flur von der Wohnungstür zum Wohnzimmer oder Salon oder wie immer man das große Zimmer im hinteren Teil der Wohnung bezeichnen will, konnte man nur seitwärts gehend gelangen, den eventuellen Bauch eingezogen, denn links und rechts standen dunkle Schränke und Kästen dicht an dicht, auf den Schränken bis zum Plafond Truhen, in den wenigen Zwischenräumen hochkant Koffer hineingezwängt. Keine Antiquitäten, nur alt, die Koffer zum Teil abgewetzte Stücke aus Kunstleder. Wo noch irgend Platz war vergilbten, mit Spagat zusammengezurte Bündel von ohne Zweifel uralten Zeitungen.

Das Wohnzimmer oder der Salon (oder wie immer) enthielt acht große Tische, auf denen sechzehn meist schadhafte Kronleuchter lagen, alle in Gaze eingewickelt. Der siebzehnte, nicht in Gaze eingewickelte Kronleuchter hing vom Plafond. Da das Zimmer für diesen sehr ausgreifenden Kronleuchter zu niedrig war, schwebte er etwa in Kniehöhe dort, wo die acht Tische eine entsprechende Lücke ließen. Dort stand auch der einzige Stuhl. Unter den Tischen häuften sich mit Spagat, auch mit Riemen oder nur mit breitem Klebeband umwickelte Kartons verschiedener Größe. Ein Karton war seitlich aufgeplatzt. Aus ihm quollen Mausfallen. Enhielt er eine, womöglich kulturhistorisch wertvolle Mausfallen-Sammlung?

An den Wänden standen, soweit zwischen den Tischen und den Wänden Platz war, auseinandergenommene Bettgestelle und, dazwischengestopft, Matratzen. In einer Ecke ein Turm von leeren Einweckgläsern. Da die Fenster größtenteils durch die davor stehenden, auseinandergenommenen Bettgestelle verdeckt waren, kam das einzige Tageslicht aus einer Tür, die zu einer Veranda oder einem Wintergarten führte. Dort standen (genau konnte ich nicht zählen) weitere Tische, mindestens fünf, auf den Tischen eine große Anzahl ineinandergepferchter Rodelschlitten.

"Ach ja," sagte Hubertinger, als er meinen befremdeten Blick

bemerkte, "ich habe viele Verwandte. Hatte. Man erbt und erbt."

Der Roman sei, sagte Prof. Hubertinger, gar nicht unvollendet. Keine Rede davon. Man habe den Schluß nur nicht gefunden, vermutlich nicht ordentlich gesucht. "Möglicherweise," sagte Prof. Hubertinger, "wurde der Schluß, alles in allem nur etwa fünfundzwanzig, dreißig Seiten, absichtlich unterdrückt. Ich sage nicht, wen ich in Verdacht habe."

"Ich kann es mir denken," sagte ich, "wen Sie im Verdacht haben. Niemanden anderes als -"

"Nennen Sie keinen Namen!" unterbrach er mich, "was hätte das für einen Sinn. Und warum? werden Sie fragen, hat man den Schluß, einen überraschenden, wenngleich logischen, eigentlich den einzig logischen Schluß des Romans unterdrückt? Weil man, das ist doch klar, die Aura bewahren will. Die Aura. Die geheimnisvolle Aura um den Roman und damit um den Autor. Wer hat Interesse an so etwas? Ja! Wer hat Interesse an so etwas?! Ich nenne keine Namen."

Er zwängte sich durch eine schmale Stelle zwischen zwei mit den geschmacklosesten Maschinenschnitzereien des ausgehenden XIX. Jahrhunderts überkrustete Kommoden und holte aus einem hohen Schubladenschrank (die Schubladen konnte er nur eine Handbreit öffnen, weil der Schrank zu eng zur Rückwand eines Kasten stand) eine Mappe.

"Hier!" er schlug auf die blaßgrüne Mappe, nachdem er sich zu mir zurückgezwängt hatte, "der originale Schluß. Sie haben nicht so lang Zeit, ihn zu lesen, und mitgeben, also aus der Hand geben kann ich diese Kostbarkeit nicht, das werden Sie verstehen."

Er setzte sich wieder auf den Tisch. Auf dem einzigen Sessel saß ich.

"Daher werde ich ihn Ihnen kurz erzählen. Dadurch verliert der Schluß naturgemäß viel von seiner poetischen Kraft. Also: Gerstäcker ist es, der das Geheimnis lüftet. Es war nur ein Vorwand, das mit den Pferden, unter dem Gerstäcker den Landvermesser K. mit sich zog. In der folgenden Nacht weckte Gerstäcker den Landvermesser und führte ihn auf verschneiten Wegen, zum Teil durch wegloses Terrain durch hohen Schnee stapfend in einem weiten Bogen um das Dorf hinaus und um den Berg, auf dem das Schloß stand, herum. Und da erst sah K., daß das Schloß gar kein Schloß war, nur die Kulisse eines Schlosses."

"Ach," sagte ich, "und?"

"Nichts und. Nur die Kulisse eines Schlosses. Hinten von Stangen abgestützt. Alle haben es gewußt, nur K. nicht. Gerstäckers Lachen. Mit dem endet der Roman. Es ist schade, daß Sie nicht Zeit haben, den Schluß zu lesen. Meisterhaft, diese Schilderung des Lachens. Auf zwei Seiten: nur Schilderung Gerstäckers Lachen. Nichts sonst. Meisterhaft. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß einer zwei Seiten füllt nur mit

der Schilderung eines Lachens. Aber es ist das Spannendste, sage ich Ihnen, was ich je gelesen habe. Meisterhaft. Vielleicht der Gipfel der deutschen Literatur."

"Wenn jemand," hatte Prof. Hubertinger zum Schluß gesagt, "etwas von dem Buch, nach dem Sie suchen, weiß, und auch ich bin sicher, daß es dieses Buch, vielmehr: diese vier ausklappbaren Seiten gibt, dann ist es die Witwe des Generals Fuchsbeißer."

Die Witwe des Generals Fuchsbeißer wohnte in einem höher gelegenen Stadtteil gleich neben einer rosa-orange gestrichenen Kirche von besonders abstoßender Architektur. Prof. Hubertinger hatte gesagt, als er mir den Weg beschrieb, es sei, ich zitiere ihn wörtlich: " - die weitaus zweit Schönste Kirche der Stadt."

Die Witwe des Generals Fuchsbeißer redete so, als beginne sie jeden Augenblick zu weinen. Nach dem Tod ihres Mannes, des Generals Fuchsbeißer, des Reformators des Feldlatrinenwesens, wandte sich die Witwe der Salzteigplastik zu. Eine lebensgroße Figur der hl. Gertrud aus Salzteig wurde beim letzten Besuch des Papstes hier diesem überreicht. Frau Fuchsbeißer betrachtete dies als den Höhepunkt ihres figürlichen Schaffens und wandte sich daraufhin der Schöpfung abstrakter Salzteigwerke zu.

Frau Generalswitwe Fuchsbeißer hatte einmal jemanden getroffen, der einen kannte, der das Buch gesehen haben soll. Leider war die Schilderung der Einzelheiten dieses Zusammentreffens durch Frau Generalswitwe Fuchsbeißer schwer, eigentlich gar nicht zu verstehen. Zunächst bellte der Fuchsbeißersche Hund ohne Unterbrechung und übertönte die Erzählung der Dame. Dann hörte der Hund zwar auf, aber die Glocken der Kirche nebenan begannen zu läuten. Als auch die Glocken endlich zu läuten aufhörten, der stark stinkende Hund, wie sich herausstellte, eingeschlafen war, wollte ich Frau Generalswitwe Fuchsbeißer veranlassen, ihre Erzählung zu wiederholen, mußte aber feststellen, daß sie inzwischen gestorben war.

Das brachte größere Schwierigkeiten, wenngleich die Bekanntschaft des Gerichtsarztes Dr. Stuhlhuhn mit sich.

Mein erster Gedanke war, das Haus fluchtartig und still zu verlassen, aber dann befürchtete ich, mich eventuell dadurch einer strafbaren Handlung schuldig zu machen. Ich kenne mich ja nicht aus in solchen Dingen. Also stieg ich, die Wohnungstür offen lassend, ins Parterre hinunter und läutete dort an der Tür, deren Klingelschild darauf hinwies, daß hier der Hausmeister wohne. Nach einiger Zeit wurde von einem Mann im Schlafanzug, der aber dazu einen sogenannten Trenkerhut trug, geöffnet. Ich erklärte, daß eben die Mieterin, Frau



Generalswitwe Fuchsbeißer verblichen sei.

"Ver - was?" fragte der Hausmeister.

"Verblichen," sagte ich, verdeutlichte: "gestorben."

"Irgendwann stirbt jeder," sagte der Hausmeister, und fügte die, in recht barschem Ton vorgebrachte Frage hinzu, was mich veranlasse anzunehmen, daß das ihn, den Hausmeister angehe? Wo noch dazu grad Micky-Maus im Fernsehen laufe.

"Man muß," sagte ich irritiert, "wohl irgendjemanden verständigen."

"Dann verständigen Sie halt," sagte er und schlug die Tür zu.

Aber er verständigte dann doch, stellte sich später heraus, und zwar die Polizei. Sie kam, als ich, wieder hinaufgestiegen, in der Wohnung der nunmehr verewigten Generalswitwe erst nach dem Telephon und, dies gefunden habend, nach einem Telephonbuch suchte. Man verhaftete mich wegen Mordes. Ich erfuhr später, daß ich gar nicht verhaftet sondern nur "festgenommen" worden war. Ich kenne mich da nicht aus. Im Endeffekt änderte es aus meiner Sicht an der Sachlage nichts. Ich verbrachte die Nacht in einer Zelle und wurde am nächsten Tag einem Herrn vorgeführt, der offenbar ein Staatsanwalt oder ein Ermittlungsrichter war. Er war sehr dick, schwitzte und übte sein Amt offenbar ungern und unter ständigem Stöhnen aus.

"Und?" stöhnte er, nachdem meine Personalien aufgenommen worden waren.

"Wie bitte?" fragte ich.

"Dieses ewige Herumgerede," stöhnte er, "und? also? Warum?"

"Warum was? wenn ich mir die Frage erlauben darf."

Er wälzte sich unwirsch in seinem Sessel und sagte: "Warum Sie die Alte umgebracht haben?"

"Es tut mir leid," sagte ich, "aber ich habe sie nicht umgebracht. Sie ist von allein gestorben, ohne mein Zutun."

Der Staatsanwalt fauchte durch die Nase, aber mehr aufstöhnend als böse, ächzend sozusagen, fast mitleiderregend: "Das sagt jeder Mörder. Wenn ein Mörder leugnet, ist er praktisch schon überführt. Würden Sie einem Mörder glauben? einem, der leugnet?"

"Würden Sie mir glauben, wenn ich die Tat zugäbe?"

"Wie? was?" Der Staatsanwalt ächzte, wischte sich mit einem groß-karierten Taschentuch die Stirn (sehr hohe Stirn, praktisch Halbglatze) und sagte: "Sie geben die Tat zu? das ist das erste Mal in meiner, das können Sie mir glauben, dornenreichen Laufbahn, daß ein Mörder seine Tat zugibt." Er schnaubte, schneuzte sich laut, griff dann zum Telephon, wählte eine Nummer, wobei er sorgfältig darauf sah, daß ich nicht sehen konnte, welche Nummer und flötete dann mit ganz anderer Stimme, gar nicht mehr ächzend einige Koseworte in den Apparat (er hatte sich, erinnere ich mich jetzt, mit " - hier ist dein Herzbube" gemel-

det) und berichtete dann den Vorgang mit mir, dem Mörder, der seine Tat gesteht. "Das erste Mal!" schrie er mehrfach, "das erste Mal! Das mußte ich dir sofort sagen - "

Dann erstarrte seine Miene. Er lauschte wie verzerrt der Antwort, die, für mich natürlich nicht wahrnehmbar, aus dem Hörer kam, hängte dann ohne weiteres ein.

Er kniff den Mund zusammen, als er sich wieder mir zuwandte und sagte dann, piff fast: "Ich solle Ihnen kein Wort glauben, sagt Emmi."

"Wer ist Emmi?" fragte ich.

"Das geht Sie selbstredend gar nichts an. Ich solle Ihnen unter keinen Umständen auch nur ein Wort glauben."

"Würde ich auch nicht," sagte ich, "wenn ich Sie wäre und Sie ich."

"Das verstehe ich nicht," stöhnte er.

"Macht nichts," sagte ich, "das Entscheidende ist, daß Sie meinem Geständnis keinen Glauben schenken."

"Nicht den geringsten."

"Hm," sagte ich.

"Hinzu kommt, daß -" er kramte einen Bogen Papier aus seinen Unterlagen und fuchtelte damit, "daß der Gerichtsarzt Dr. Stuhlhuhn festgestellt hat: die Generalswitwe ist an Herzschlag gestorben. Er hat die Verstorbene übrigens persönlich gekannt."

"Da sehen Sie, wie ich gelogen habe," sagte ich.

"Haha!" stöhnte er, "wer sagt, daß Sie nicht zum Beispiel eine Grimasse geschnitten haben? die die Witwe so erschreckt hat, daß sie sofort einen Herzschlag erlitten hat?"

"Ich warne Sie," sagte ich, "ich schneide augenblicklich die gleiche Grimasse - und Sie scheinen mir ohnedies unter zu hohem Blutdruck zu leiden."

"Nein, nein!" schrie er, "bitte nicht. Das habe ich doch nur aus Jux gesagt." Er atmete schwer, nahm ein Medikamentenfläschchen aus der Schublade seines Schreibtisches, und nahm einige Tropfen. Dann sank er hinten über.

Ich ging leise hinaus. Draußen wartete der Polizist, der mich hierhergebracht hatte.

"Was ist?" fragte der Polizist.

"Der Herr Staatsanwalt ist eben verblichen," sagte ich. Die nun folgende heftige Verwirrung und das chaotische Durcheinander nutzte ich aus, um mich zu entfernen.

Sogleich aber machte ich mich auf die Suche nach Dr. Stuhlhuhn.

Dr. Stuhlhuhn selber konnte mir nicht weiterhelfen. Er wußte nur soviel, daß ich, um die vier Seiten zu finden, das Felsgebirge überqueren müsse. Dr. Stuhlhuhn gab mir aber die Adresse eines gewissen

Mr. Gowan, eines Kanadiers, der aber in dem berühmten, ja berüchtigten Ort oder Weiler Gnadenwald lebt, einem Ort, der sich, so Dr. Stuhlhuhn, nahe der mystischen Unsichtbarkeit "entlang bewege" (so der wörtliche Ausdruck), und der von Außenstehenden so gut wie nicht zu finden sei. Aber die Telephonverbindung gelang, und ich traf Mr. Gowan bei Onassis.

Onassis war nicht Onassis, vielmehr der ehemalige Inhaber eines nicht floriert habenden Ausstellungs- und Veranstaltungs-Unternehmens für Hundehochzeiten in München namens Ehrmann, der allerdings dem Reeder und Milliardär Aristoteles Onassis zum Verwechseln ähnlich sah. Nicht genug damit sah seine langjährige Lebensgefährtin Hilde Jackie Kennedy ähnlich. Als Ehrmann mit seinem Hundehochzeits-Unternehmen im Scheitern begriffen war, verfiel er auf die Idee, sich als Onassis und Hilde als Jackie Kennedy gegen Geld sehen zu lassen. Er liquidierte also sein Hundehochzeits-Unternehmen, machte, soweit noch möglich, die restlichen Mittel flüssig, mietete das Circus "Krone"-Zelt, stellte darin zwei Stühle auf und seinen letzten Angestellten an die Kasse und ließ geschickt das Gerücht verbreiten, daß man im Circus "Krone" Onassis und Jackie Kennedy sehen könne. Die Leute strömten. Die Einnahmen waren nicht unbeträchtlich. Nach drei Wochen zog Ehrmann mit Hilde weiter nach Augsburg und so fort durch ganz Deutschland, ja, ganz Europa. Ehrmann lebte besser von den so erzielten Einnahmen als früher von seinem Hundeunternehmen. Allein ist klar, daß so etwas auf die Dauer nicht gut gehen konnte. Zwar passierte jahrelang nichts, aber in Ulm, ausgerechnet in so einer biedereren, brezenseligen Stadt schöpfte man Verdacht. Die Staatsanwaltschaft griff ein. Das "Gaunerpaar", wie die Skandalpresse Ehrmann und Hilde sogleich etikettierten, wurde wegen Betruges verurteilt und saß eine nicht unbedeutende Freiheitsstrafe ab.

Nach der Entlassung zogen nun Ehrmann und Hilde wieder durch die Länder und ließen sich (gegen weit niedrigerem Eintrittspreis, wie sich denken läßt) als "die, die sich für Onassis und Jackie Kennedy gegen Geld sehen ließen" sehen. Die Einnahmen waren karg, aber immerhin konnten Ehrmann und Hilde davon leben, wengleich sehr bescheiden.

Ich betrat nach Entrichtung des kleinen Obolus' den von Ehrmann-Onassis gemieteten Kolpings-Saal und sah also die beiden, wenn man so sagen kann, Darsteller auf ihren Stühlen sitzen, alt geworden, ja, sehr alt geworden, aber Onassis und Jackie Kennedy waren im Lauf ihres Lebens auch nicht jünger geworden. In dem einzigen anderen Besucher der Veranstaltung vermutete ich - richtig - Mr. Gowan.

Mr. Gowan hatte Onassis und Jackie Kennedy schon zu jener Zeit kennengelernt, als sie quasi als Originale aufgetreten waren. Damals

war es den Besuchern untersagt, über die, die Absperrung bedeutende stets bordeaux-rote Kordel hinweg mit den sozusagen ausgestellten Herrschaften zu sprechen, freilich, sonst wäre ja offenkundig geworden, daß weder Ehrmann-Onassis Grieche noch Jackie-Hilde Amerikanerin war. Aber Mr. Gowan, der von den beiden, sie zunächst noch für echt haltend, fasziniert war, besuchte die "Vorstellung" so häufig, ja, reiste immer wieder dem Paare nach, in die Städte, in der sie sich im Augenblick darstellten, war ein so treuer Besucher, daß er mit der Zeit Onassis auffiel, wonach er ihm (Onassis dem Mr. Gowen) zunächst freundlich zulächelte, später zunickte und zuletzt sogar zuwinkte.

"Ich wagte nach dem dritten Mal," sagte mir Mr. Gowan, "zurück-zuwinken."

Die Haft der beiden Darsteller (um dieses neutrale Wort zu gebrauchen) unterbrach die Verbindung, aber sofort, als Mr. Gowan davon erfuhr, daß sich die beiden nunmehr als die sehen ließen, die sich als Onassis und Jackie Kennedy sehen hatten lassen, reiste er ihnen wieder nach.

"Diese, für mich nicht vorhersehbare und unvermutete Entwicklung der Dinge hinderte mich nicht an weitem Beweisen meiner Treue zu ihnen, vielmehr faszinierte mich diese neuere Entwicklung eigentlich erst so richtig."

Nunmehr ergaben sich auch Gespräche. (Die Staatsanwaltschaft Ulm versuchte, als die neuerliche Zurschaustellung bekannt wurde, ein erneutes Verfahren einzuleiten, mußte aber zu ihrem Bedauern feststellen, daß entgegen dem offenbar gedankenlosen, vorschnellen und die logischen Zusammenhänge nicht voll durchdenkenden juristischen Vorgehen keine Straftat mehr vorlag.)

Es traf sich, daß eben in jener Zeit, in der ich durch Dr. Stuhlhuhn an Mr. Gowan verwiesen wurde, das bewußte Paar in der betreffenden Stadt gastierte, wenn so der Ausdruck erlaubt ist. Selbstredend besuchte Mr. Gowan, im nahen Gnadenwald wohnend, die beiden nahezu täglich, war dort häufig anzutreffen und - so sagte er beim Telefongespräch - für mich leichter zu finden "als in dem schon leicht im Wesenlosen flirrenden Gnadenwald." (So Mr. Gowan wörtlich.)

Herr Ehrmann-Onassis war in den Jahrzehnten seiner und seiner Lebensgefährtin Darbietung naturgemäß mit unzähligen Leuten ins Gespräch gekommen und wußte auch von den vier geheimnisvollen, den Sinn der Welt möglicherweise enthüllenden Seiten.

"Das Buch selber," sagte Herr Ehrmann-Onassis und trat, da kein anderer Besucher im Moment im Saal war, an die bordeaux-rote Kordel zu uns her, schüttelte auch die vom langen Sitzen etwas müden Glieder, "das Buch selber gibt es nicht mehr, wohl aber diese vier Seiten, die seinerzeit als Anhang dem Werk beigegeben waren. Lang war ich der

naheliegenden Meinung, diese Seiten seien aus Papier oder Pergament. Weit gefehlt. Es ist noch keine zehn Jahre her, da erfuhr ich, ich habe vergessen von wem, daß die vier Seiten aus Glas sind."

Rasch eilte Herr Ehrmann-Onassis an seinen Platz zurück, denn ein Besucher kam, vielmehr: Besucherin. Sie war sehr dick und trug einen Henkelkorb mit sich, in dem sich der, so war zu vermuten, Tageseinkauf von Lebensmitteln befand, darunter auffallend viel langstieliger Lauch, sowie ein sehr kleiner Hund.

- also aus Glas.

Niemand soll Seinen Namen aussprechen. Verbote helfen nichts, das weiß man. Es gibt immer einen, der das Verbot übertritt, der den Namen ausspricht, wenn nicht öffentlich (da würde er unter Umständen nach guter (?) alter Sitte gesteinigt), dann tückisch und händereibend daheim im Keller hinter den dicken Mauern, aber ausgesprochen ist ausgesprochen, und wer weiß, was dann passiert? Es ist nicht ausgeschlossen, daß dem, der da meuchlings den Namen ausspricht, gar nichts passiert, und auch der Menschheit, diesem Ungeziefer, nicht, daß aber dann womöglich Ihm was passiert. Daß er gar nicht aus Fürsorge oder gar aus Liebe zum Ungeziefer vor dem Aussprechen SEines Namens, bildlich gesprochen, einen Engel mit feurigem Schwert gesetzt hat und ein fürchterliches Verbot - nein, das Verbot hilft nichts, ER hat es viel schlauer eingefädelt, ER hat SEinen Namen von vornherein unaussprechlich gemacht. Sprechen Sie einmal Chwchj aus! Geht nicht; nur ein Keuchen oder Krächzen. Chwchj also heißt ER.

Einige Millionen Galaxien, jede so groß, daß das Licht tausende von Jahren von einem Ende der Galaxie zum anderen braucht. Jede Galaxie von anderen soweit entfernt, daß das Licht hunderttausende von Jahren von der einen zur anderen braucht. Oft kommt es vor, daß die andere Galaxie gar nicht mehr da ist, wenn das Licht ankommt. "Vergeblich ankommendes Licht" - Titel des Gedichtbandes von Gunda Zwagl, habe ihn nicht gelesen. Jede Galaxie besteht aus Sternen-Miriaden, wie Mücken im Sommer, nur viel größer, scheinbar ziellos, aber angeblich nach den Gesetzen der Harmonie der Himmels-Sphären oder dem Raum-Zeit-Kontinuum oder weiß der Kuckuck nach was herumschwirrend. Hie und da Sonnen- und Planeten-Systeme und so Zeug, Millionen über Millionen, alles in allem; in einer einzigen Galaxie ganz hinten unter tausenden von Sonnen-Systemen dort ein unbedeutendes Sonnen-System, eine, gemessen an anderen, lächerlich kleine Sonne, darum kreisend ein paar jämmerliche Planeten -

- "Man verachte einen Menschen auch in seinem Unglück nicht."  
Wissen sie was das heißt? außer der an sich selbstverständlichen ethi-

schen Forderung? So kann man sich die Reihenfolge der Planeten merken: Merkur-Venus-Erde-Mars-Asteroidengürtel (angeblich der Rest eines geplatzten Planeten) - Jupiter (lateinisch ist J gleich I, alles klar?) - Saturn - Uranus -Neptun. Und wenn Sie den Punkt dazunehmen: "Punkt": ist gleich Pluto. Ende der lehrreichen Unterbrechung und Unterweisung in das Planetensystem, das universalisch-welträumlich betrachtet aber eine so genannte quantité négligéable ist, ganz gleich, um nicht zu sagen, ganz Wurst, ob es die gäbe oder nicht, würde nichts am Gesamtuniversum ändern, würde kein Universal-Hahn danach krähen, und doch kugelt in diesem weltallischen Hinterhof mit Blick auf Brandmauern und Mülltonnen jener unbestimmte Artikel in dem Merkvers oben: "einen", also: die Erde um die Sonne und ausgerechnet dorthin hat der bewußte Unaussprechliche oder Chwchj nichts Geringeres als Leben gepflanzt. Und das Ungeziefer Mensch. Und verdient es nicht. Man überlege: diese Gnade! eine solche Ausnahme zu sein! Und was tut das Ungeziefer? Ich will jetzt nicht ökologisch werden, man weiß ja eh - und auf den vier ausfaltbaren und bereits ausgefalteten, jawohl!, Anhangsseiten des Buches, auf diesen Seiten aus Glas steht es: der Goldene Wind. Lassen Sie sich nicht durch die auf den ersten Blick anheimelnden Assoziationen täuschen, die das Wort "Gold" hervorruft! Chwchj hat verfügt: Ihr habt diese unbegreifliche Weltraum-Gnade nicht verdient.

Auf der sonst einsamen Paßhöhe traf ich einen Mann in gestreifter Weste an, der auf einem aufgebockten Fahrrad saß und regelmäßig aber heftig strampelte. "Aufgebockt" heißt, daß das durch Tritt über die Kette angetriebene Hinterrad mittels einer dreieckigen Metallvorrichtung (klappbar) ein wenig in die Höhe gehoben wurde, sich also drehte, aber das Fahrrad insgesamt nicht fortbewegte. Ein kleiner Dynamo surrte. Ein Draht führte von diesem Dynamo - ich folgte dem Draht mit den Augen - hinter einen moosbewachsenen Felsblock, an dem ein weiteres Fahrrad lehnte.

Ich grüßte den tretenden Mann, der aber nur - durchs heftige Treten angestrengt - mit dem Kinn zu jenem Felsblock deutete, sodaß ich diesem Wink folgte und zu dem Felsblock und um ihn herum ging. Dort stand ein Herr in Unterhosen (sonst mit Hemd, Krawatte, Jacke usw. korrekt bekleidet, auch in Schuhen und Strümpfen), der mit Bügeln seiner Hose beschäftigt war.

Ich schreckte zurück, aber der Herr grüßte freundlich, verbeugte sich sogar ein wenig, stellte das Bügeleisen senkrecht und schrie: "Jean, Sie können eine Pause machen," worauf der Mann in der gestreiften Weste zu treten aufhörte, vom Fahrrad stieg, einige lockernde Kniebeugen machte und dann weiter nach hinten ging, wo er eine Zigarette rauchte.

"Eigentlich," sagte der Herr, "heißt er Helmut, aber alle Diener, die wir jemals gehabt haben, wurden ‚Jean‘ gerufen. ‚Fassen Sie es nicht falsch auf,‘ pflegte meine Mutter selig, eine geborene Bagration bei der Neueinstellung zu sagen, ‚Ihr Vorname-‘ also zum Beispiel: Gernot, - ist sehr schön, aber bei uns werden Sie Jean gerufen.‘ Und so halte es auch ich."

Der Herr hieß - nein, er war Don Restaino Donato Tocco-Cantelmo-Stuart, Patrizier von Neapel, Herzog von Apice, Megas Primikerios von Neopatras und Titular-Sebastokrator von Trapezunt. Er sei, sagte er, auf dem Weg in den Süden, wo er hoffe, seine Rechte auf das Fürstentum Achaja durchzusetzen, das seiner Familie 1480 infolge Eroberung durch die Türken leider verlorengegangen sei. "Ich habe zwar, gestehe ich, keine große Hoffnung, aber man soll, höre ich immer wieder, nichts unversucht lassen."

Später erklärte er mir, er und sein Diener seien in den Regen gekommen (es war der gleiche Regen, vor den ich in einen Landgasthof geflohen war, dessen Küche allenfalls eine halbe graue Kochmütze im Kulinar-Lexikon verdient), und nun sei die Bügelfalte hin, und ...

"- die Rückeroberung," erlaubte ich mir zu ergänzen, da Don Restaino stockte, "des Fürstentums Achaja in ungebügeltten Hosen wirkt ungebührlich."

"Sie verstehen, sehe ich," sagte er und deutete auf seine nackten Knie, "und verzeihen."

Der Diener Jean, ein knochiger, fast dürrer Mensch mit einem ebenfalls knochigen Birnenschädel (Birne in dem Sinn, daß die größere Ausdehnung der Birne oben zu finden war, die Birne also quasi auf dem Kopf stand) mit überaus gebürsteten, angeklebten dunklen Haaren und einem seltsam umfassenden Schnauzbart, trat jetzt heran und sagte:

"Ich bin so kühn, meine möglicherweise nicht unbedeutende Beobachtung zur Kenntnis zu geben, daß im Westen wiederum eine Wolke aufdräut, die bereits die unangenehme Farbe schwarz anzunehmen sich anschickt."

"So redet er immer," sagte Don Restaino leise, "so geziert. Aber meistens hat er recht." Rasch zog Don Restaino seine Hose an, verstaute Bügeleisen und Bügelbrett, schwang sich aufs Rad, und so tat sein Diener, und in wenigen Augenblicken waren sie zwischen den hier noch schütterten Föhren nach unten verschwunden. "Und," hatte Don Restaino vorher noch gerufen, "wegen der vier Seiten ... suchen Sie den Stylisten."

- die vier Seiten aus Glas. Daß es ausgerechnet mein sog. "Schweizer Armeemesser" war, das mich auf die wahre Spur brachte,

hatte ich mir nicht träumen lassen. Nach vielen Tagen der Wanderung hinab und wieder hinauf kam ich in einen dichten Nadelwald. Die stillen Stämme standen wie Säulen einer Moschee - und eine Säule, ich stutzte, sah aus wie eine wirkliche Säule. Es war eine wirkliche Säule, mitten unter den Stämmen der Fichten. Ich hob Kopf und Blick: die Säule ragte höher hinauf als die Fichten, und oben saß er.

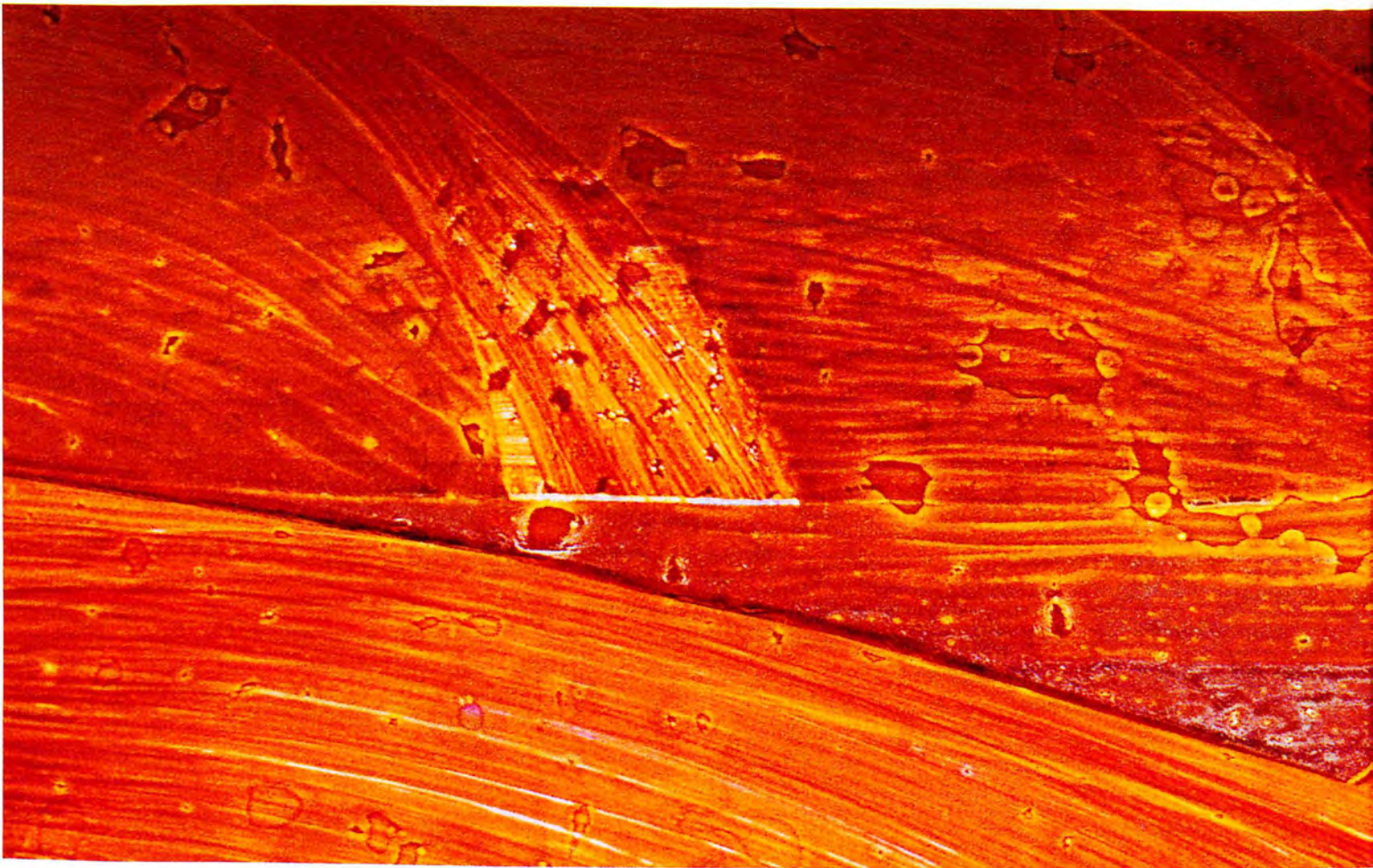
Er sei, sagte er, der letzte Säulensitzer, der letzte Stylit. In Tirol, sagte er, habe sich diese altchristlich-asketische Sitte erhalten bis auf den heutigen Tag, allerdings sei er der letzte. Schüler habe er nicht. Und: ob ich etwas zum Essen hätte für ihn. Hatte ich nicht. Ich bot ihm Geld. Er lachte: was solle er da oben mit Geld. Aber mein "Schweizer Armeemesser" nahm er dankend an und zeigte hinüber: dort seien die vier gläsernen Seiten eingemauert. Der Goldene Wind. "Wobei," sagte er, "Sie bei dem Wort ‚Gold‘ bedenken müssen, wie entsetzlich das Gold ist, und was Gold und, was ja nicht nur sehr ähnlich im Wortlaut ist, Geld alles angerichtet habe auf der Welt. Eigentlich: alles Übel, alles Übel." Und der Goldene Wind werde, so verstand ich ihn, die Sache final erledigen. Er war, alles in allem, schwer zu verstehen, hatte keine Zähne mehr.

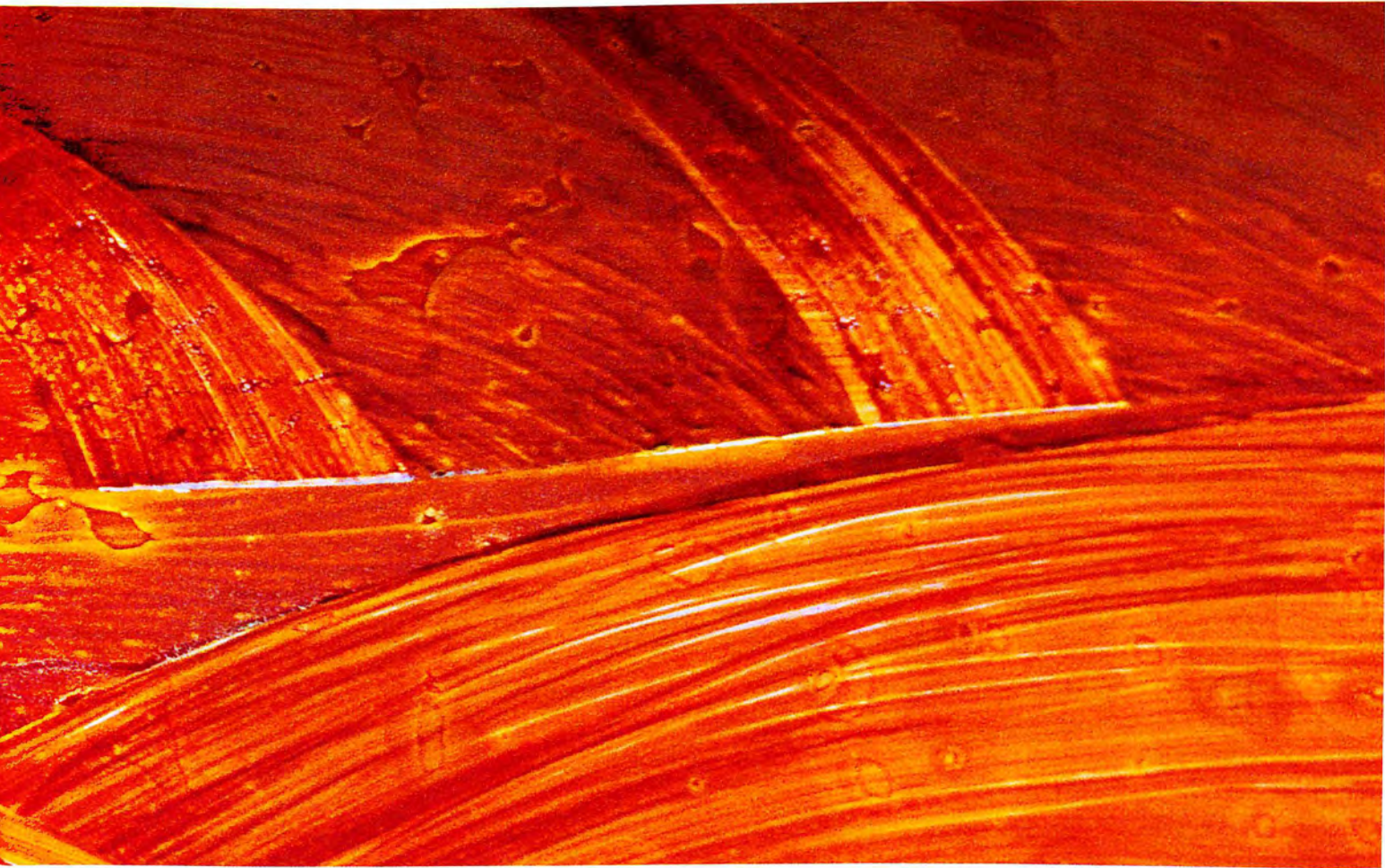
Welche Sache?

Der Säulenasket schwieg. Er hing oben auf der Spitze seiner Säule wie ein Affe, die vier Gliedmaßen herunterbaumelnd, bäuchlings liegend. War er eingeschlafen? gestorben?

Ich wandte mich den gläsernen Seiten zu; der Weg, den der Eremit gewiesen, nicht weit. Ein Goldener Wind kommt auf, hobelt die Welt zur Wüste. Wo gehobelt wird, fallen Späne: Köpfe, Hälse, Brust und Bauch, Arsch und Knie, Waden, Füße, Zehen - von manchen blieben eine Zeit lang die Hühneraugen zurück. Alles Getier weggehobelt, Baum und Stauch zu gelben Wüstenstaub gebügelt. Alles in schöner goldener Einheitlichkeit, endlich Frieden auf der Welt unter einem hitzeblassen Himmel. In der Tiefe rollen die metallblauen und steinvioletten Kugeln, die die goldene Wüste oben in ewiger Bewegung halten: nur Bewegung, kein Leben. Requiem für die Welt. So steht es auf den vier Blättern geschrieben, die ganz hinten als Anhang Z jenem Buch beige-bunden waren - vier ausfaltbare, aufgefaltete Blätter aus Glas.







## Zur Geschichte der Geschichten: Die Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei

Michaela Haibl

Wie jede Friedhofskapelle so hat auch die in Petersberg ihre Geschichte. Eine Geschichte, die auf verschiedenen Ebenen der Realität handelt, zwischen der erzählten Geschichte und der Historie als Ergebnis wissenschaftlicher Forschung. Da ist die Entstehungsgeschichte, die Baugeschichte, die Geschichte, wie zu den Bildern der Glasfenster eine literarische Geschichte entsteht. Und es stehen hinter all den Geschichten, den Entwicklungen, die zu Erzählungen und Wirklichkeiten werden, noch ganz andere Geschichten. Die Historie der Glasmalerei etwa, wenn wir auf die künstlerisch gestalteten Glasfenster von Karin Welpner blicken. Anders als bei Zeichnungen oder Gemälden erfordert das Entstehen von Glasfenstern eine intensive Zusammenarbeit zwischen den Künstlern und den ausführenden Glasmalereiwerkstätten. Die Ideen, die Entwürfe des Einen bedingen die Kreativität, die Umsetzung des Anderen. Künstler und Werkstatt sind zu einer temporären Symbiose verbunden, deren positive Ergebnisse von einem gegliückten Miteinander zeugen.

Die Geschichte der Kunst wird nach wie vor gerne als Künstlermonographie niedergeschrieben. Dabei entflieht sich die Struktur der Kunstgeschichte oft im Blick auf diejenigen Firmen, die den Ideen der Künstler zum Ausdruck verholfen haben. Die Werkstätten für Glasmalerei in München, die bis heute unter dem Namen ihres Gründers Gustav van Treeck firmieren, bergen eine solche „Kunstgeschichte“. In mehr als 150 Jahren entwickelte sich eine nach außen gerichtete, berufliche Tradition, die in der Rückschau eine Reise durch die Geschichte der Glasmalerei und Glasgestaltung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ermöglicht.

Als Gustav van Treeck senior in München in der Schwindstraße Nr. 3 Haus und Werkstatt 1897 als Eigenbesitz erwarb, hatte er ein reiches

Fundament an Lebens-, Reise- und Schaffenserfahrung vorzuweisen. Schon mit 13 Jahren verließ er sein Elternhaus im rheinischen Hüls in Richtung Nürnberg. Später ging er in Eigenregie und gegen den Willen seines Vaters in die Schweiz, um in der Werkstatt des Glasmalers Röttinger in Zürich weiterzukommen. Dort ersparte er sich seinen Traum - die Reise nach München, dem damaligen Mekka der Glasmalerei, wo er Aufnahme in der Glasmalerwerkstatt des Franz Xaver Zettler fand, der gerade sein „Institut für kirchliche Kunst“ eröffnet hatte. Als reisender, verschiedenste Werkstätten durchlaufender Kunsthandwerker befand sich Gustav van Treeck damals, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in bester Gesellschaft. Reisen war Teil einer Perfektionierung der handwerklichen und künstlerischen Entwicklung der späteren Meister. Rasch arbeitete sich Gustav van Treeck als versierter Figurenmaler ein und konnte somit den höchsten für Glasmaler möglichen Wochenlohn beziehen, um so den Grundstein für seine eigene Firma zu legen. Seine Tätigkeit in Vereinen und Kunstvereinigungen, seine Reisen und preisgekrönten Teilnahmen an Fachwettbewerben ließen ihn zu einer respektablen Persönlichkeit reifen, der 1903 der Titel eines „königlich bayerischen Hofglasmalers“ verliehen wurde.

Aus Gustav van Treecks Ehe mit Babette Giesecking gingen drei Söhne hervor, die alle im väterlichen Betrieb tätig wurden. Carl zog für die Firma als Glasmaler und Entwerfer nach Amerika; Gustav studierte an der Kunstgewerbeschule, besuchte die Münchner Kunstakademie und wurde als Entwerfer und Kartonzeichner unersetzbar; Konrad widmete sich den geschäftlichen Aufgaben der Firma. Die Produkte des Unternehmens, vor allem auch große Glasmalereien mit religiösen wie profanen Themen, wurden ins Ausland und bis nach Übersee verschickt. Zeitweise befanden sich Filialen der Firma in Breslau und Amerika. Ebenso reichhaltig war das Spektrum an Produkten, das die Münchner Werkstatt verließ: Von historisierenden Kirchenfenstern im Stil des 14. Jahrhunderts über Kabinettscheiben mit bayerischen Genreszenen bis zu modernen gläsernen Beleuchtungskörpern reichte

das Angebot. Dabei wurde stets auf innovative Techniken, auf qualitativvolles Glas und dessen meisterliche Verarbeitung geachtet. Konrad van Treeck senior leitete das Familienunternehmen durch die beiden Weltkriege und alle weltwirtschaftsbedingten Flauten so daß die Firma nach 1945 wieder prosperieren konnte.

Die Auftragsbücher der Firma erzählen eine beredte Geschichte von Geschäftsverbindungen in die ganze Welt. Diese wurden gewährleistet in der von Anfang an selbstverständlichen Verknüpfung unterschiedlicher Schwerpunkte und Aspekte, die Handwerk, Geschäftssinn und Kunst jeweils setzten. Die van Treeckschen Familienmitglieder warteten stets mit sehr unterschiedlichen Begabungen auf. Eben diese Mischung war es, die das Unternehmen für viele Bereiche sensibel machte.

In der Glasmalerei hängt vor allem dann, wenn sie über das kleinteilige Kunstgewerbe hinaus reicht, fast alles ab vom geglückten Zusammenstimmen von Entwurf und dessen Realisierung. Diese Wechselbeziehungen von Entwerfern zu Handwerkern, vom Künstler zum Glasschneider, waren und sind Teil des Firmenalltags. Die ausgesprochene Komplexität der einzelnen Handwerke, die eine „Glasmalerei-Werkstatt“ in sich vereint, machte enge Bande zwischen Entwerfern, Malern und Glasschneidern zur Voraussetzung für einen funktionierenden Betrieb. Zu Beginn war es noch einer der van Treeckschen Söhne, Brüder oder Enkel, der im Entwurf, in der damals sogenannten „Madonnenmalerei“ (etwa für Kirchenfenster) tätig war. Immer jedoch wurden vermittelt von Entwerfern und Künstlern neue Stile, neue Arbeitsschwerpunkte eröffnet.

Dies gilt um so mehr für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, als die Entwicklung einer „Kunst am Bau“ Glas- und Mosaikgestaltung verstärkt für zeitgemäße, moderne Architektur einsetzte. Die van Treeckschen Werkstätten fungierten nun oft als Mittler und regten Bauherren dazu an, Gläser und Fenster künstlerisch gestalten zu lassen. Mit den entwerferischen Aufgaben wurden dann häufig der Firma verbundene Künstler beauftragt.

Immer liefen in der van Treeckschen Werkstatt „die Fäden“ zusammen. Es trafen Künstler auf Handwerker, Realisten auf Visionäre. Dieses Aufeinandertreffen unterschiedlichster Ideen und Konzepte ist es auch, das eine stete Weiterentwicklung auf geistigem, technischen und künstlerischem Gebiet möglich machte, ja bedingte. Das kreativ spannungsreiche Feld zwischen Kunst, Handwerk und Technik bestellt nun einer der Enkel des Firmengründers weiter. Indem Konrad van Treeck die Gratwanderung zwischen Restaurierung und modernster Glastechnik, zwischen Historismus und Avantgarde wagt, öffnen sich den Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei Wege in die Zukunft.

Karin Welponers „Requiem für die Welt“, der Fensterzyklus für die Friedhofskapelle im südtiroler Petersberg ist ein sprechendes Beispiel für das Zusammenfinden von Künstlerin und Werkstatt. Es zeigt die Bedingtheit von schöpferischer Ausdruckskraft und deren Umsetzung in den Werkstoff Glas. Die Künstlerin tauchte, ohne zuvor eine „Glasfachfrau“ gewesen zu sein, im Zusammenarbeiten mit den Werkstätten in die Welt der Glasmalerei ein und wurde selbst im Glas schöpferisch tätig. Die objektiv technischen glasgestalterischen Möglichkeiten verbanden sich mit den Inventionen der Künstlerin zu einem über die Zeitlichkeit hinaus verweisenden, „leuchtenden“ Werk.

Arunda  
Kulturzeitschrift  
I – 39028 Schlanders, Hauptstraße 10  
Tel & Fax +39 0473 73 01 03  
[www.arunda.it](http://www.arunda.it)

Redaktion  
Dr. Hans Wielander, Gianni Biodini,  
Roland Kristanell †, Gerhard Mumelter, Paul Preims  
Verantwortlich Dr. Volker Oberegger



© 2001 Karin Welpner, Herbert Rosendorfer  
Gestaltung Karin Welpner  
Fotos Augustin Ochsenreiter  
Gesamtherstellung Fitolito Longo

ISBN 3-7066-2325-0







